M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe.

Eilfter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.

Druck und Verlag von Fr. Karafiat.

Die vier W des menschlichen Lebens.

Eine Vorlesung, gehalten im Odeon-Saale zu München im Jahre 1831. Zum Besten der verwundeten Polen.

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen!

Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker, je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mythologische gehalten wird; sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Per-

sonen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zuletzt, mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht costümirt, aus den Coulissen links, verweilte als stumme Person, und ging in die Coulisse links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Souffleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragische Trilogie; der eine Theil wurde preußisch brochurt, der zweite Theil österreichisch geheftet, aber der dritte Theil von den Russen gebunden, steif, in Juftenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln sie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist, bricht das Bedürfniß nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schicksalstragödie der Polen, so drastisch dramatisch, voll Erhabenheit und Begeisterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die Sympathie aller Völker geht wie der griechische Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit. Aber die polnischen Helden sind keine Bretterhelden,

und wir haben keine Freibillete bei diesem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuschauer im Parterre, Logen und Galerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatschen und Bravo rufen. Wenn wir selbst auch nicht mitspielen wollen, so wollen wir unsere Zuschauerplätze wenigstens bezahlen. Die Franzosen haben den ganzen Winter zum Besten der Polen getanzt, sie konnten nicht mit den Armen für sie arbeiten, so haben sie mit den Füßen für sie gearbeitet, sie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergossen. Selbst in Deutschland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das ist sehr politisch, denn Charpie zupfen beruhigt den Geist, und man weiß, daß man Geisteskranken auch Charpie zu zupfen gibt. Polen ist ja selbst auch zu Charpie gezupft worden. Wenn also die liebenswürdigen Französinnen zum Besten der Polen die Füßchen in Bewegung setzen, die schönen Deutschen die Fingerspitzen für sie beschäftigen, warum sollte sich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entschließen können, zum Besten der Polen ein Stündchen Langeweile zu leiden? Es ist doch wenigstens eine wohltätige Langeweile in Gesellschaft, und eine Langeweile in Gesellschaft ist doch immer besser als eine Gesellschaft in Langeweile. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen ist jetzt auch ein verdienstliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, so gähnt man, so lange man gähnt, sagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, so ist es eine wahre Freude nichts zu hören. Ist es also nicht angenehm, daß Sie

meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und sich einen angenehmen Dienst erweisen? Da nun so viele Unterhaltungen im menschlichen Leben zum Weh dienen, so veranlaßt uns heute ein Weh zu einer sogenannten Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), sondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Diese vier Weh sind eben so angenehm, wenn man sie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man sie leidenschaftlich liebt. So reizend als gefährlich, eben so anziehend als abstoßend, eben so heilsam und troſtreich, als tödtlich und verzweiflunggebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sind in so vielen Puncten sich gleich, in so verschiedenen sich entgegengesetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädalisches Labyrinth führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben schweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und schwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und schwarze Wahrheiten; strengen Wein und milde Weiber, milden Witz und strenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geist und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geist, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher

Ehemann verläßt sein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftsteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein und Witz dem Weib zu liebe.

Es gibt echten und gefärbten Wein, so wie echte und gefärbte Weiber, echten und gefärbten Witz und echte und gefärbte Wahrheiten; wässrige Weine, wässrige Weiber, wässrige Witze und wässrige Wahrheiten. Französischer Wein und französische Weiber machen leichtsinnig, deutscher Wein und deutsche Weiber machen schwersinnig. Französischer Witz und französische Wahrheiten machen lachen, deutscher Witz und deutsche Wahrheiten machen weinen.

Die Russen behandeln die Weiber wie den Wein, sie sagen, beide müssen am Stocke groß gezogen werden, und sie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber mit der Knute. Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil sie wissen, daß sich nüchtern niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutschland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten schlechte Witze sind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! diese vier Weh einzeln die Revue passiren lassen, doch nicht ohne vorher untersucht zu haben, welches Weh (W) älter ist, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren.

Vom Wein wissen wir, daß er später als das Weib erschaffen wurde. Unser Herrgott hatte lange zu-

gesehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menschenbrüder sich gegenseitig todtschlagen. Aber unser Herrgott beobachtete das Princip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerte stand wie die Nationalgarde vor dem Paradiese, um die Ruhe des Landes zu sichern, um das was Außen vorging, bekümmerte sich die himmlische Politik nicht. Nur als der Himmel sah, was viele Minister nicht sehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel selbst ergreifen wird, als er sah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel sein Princip der Non-Intervention auf, und machte im buchstäblichen Sinne des Wortes alle diese irdischen Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung.

Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brot und Arbeit (wie die Franzosen im Palais-Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen sollte. Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen

Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Partei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Planzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch, noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-ministerielle, noch ultra-liberale. Denn leider sind die ministeriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen sollen, ohne sie zu verbessern. Die sogenannten liberalen Blätter sind wieder oft nur Nesselblätter, die statt zu kühlen und zu beruhigen aufreizen und brennen, und die nicht die Freiheit, sondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, so hatten sie blos ein „Inland", und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bote ausgeschickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war also der erste „Landbote", allein es war kein Redacteur, denn er konnte kein Blatt erwischen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern sieben Tagen wurde die Taube ausgeschickt, und diese brachte ein Oelblatt in die Kammern zurück. Das erste Blatt war also ein friedliches: ein Oelblatt, und die erste Redactrice eine friedliche: eine Taube. Wie sehr haben wir uns seitdem verändert!

In noch einem Umstande haben sich diese ersten Kammern in der Arche von den unsrigen unterschieden, und dieser Umstand bestand darin, daß auch die Frauen zugelassen wurden. Es wurde also gewiß viel mehr gesprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten also Frauenzimmer zugelassen werden, damit die ganze Welt sogleich erfahre, was vorgegangen ist. Ueberhaupt sollten die verheiratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringen, denn oft müssen sie abstimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn seine Frau nicht dabei ist; wie soll er nun thun? er kann doch nicht sagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hause holen." Ueberhaupt sollte es gesetzlich sein, daß jeder Abgeordnete seine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man sogleich seine Opposition. Die ledigen Herren Abgeordneten sollen sich für die Dauer der Kammern provisorisch verehelichen, um wenigstens für diese Zeit den Widerspruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieser kleinen Abschweifung zu Noa und seiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche stieg, nach dieser Wasserpartie malgré lui, pflanzte Noa den ersten Weinstock und trank sich auch sogleich einen Rausch. Aus dieser Geschichte des Weins geht hervor, daß dieses Weh nicht das älteste der Welt ist, denn das andere W: Weib, war schon im Paradiese vorhanden. Sie und die Sonne

waren die zwei ersten Frauen. Es ist bezeichnend, daß „Sonne“ und „Mond“ in den meisten Sprachen Mann und Frau sind, und es ist ein Ehepaar, welches sehr glücklich zusammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hause kommt, geht der Mann: Mond aus, sie sind also nie zusammen.

In Deutschland ist die Sonne blos deshalb weiblich, weil da kein Mann sich getraut, sein Licht leuchten zu lassen, der Mond ist der wahre Mann für Deutschland, er begnügt sich mit einem Viertelchen. Die deutsche Sprache hat also recht, daß sie die Sonne zum schönen Geschlechte zählt. Das schöne Geschlecht ist das einzige schönste Vermächtniß des alten Testamentes; es ist das reizendste Codicill der Schöpfung, es ist entstanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es ist ein Manu-propria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenseitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das schwache Geschlecht? Ja, wenn Rohheit, Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann sind die Frauen das schwache Geschlecht; aber wenn Geduld, Stärke und Gemüthsausdauer Kraft genannt wird, dann sind die Männer das schwache und die Frauen das starke Geschlecht.

Die Männer ergreifen tausend Gegenstände mit gleicher Kraft und lassen sie alle wieder fahren; die Frauen

ergreifen einen Gegenstand mit inniger, ausdauernder Gluth und diesen einen Gegenstand tragen sie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann jagt sich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich ist, und eine Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich ist; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebet im Unglücke; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann verliert seine Ehre und glaubt sie wie ein Taschenspieler durch einen Pistolenschuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre schadet, verdammen sie beide Geschlechter; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann liebt aus Instinct und ist eifersüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und ist eifersüchtig aus Liebe; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann verzeiht schwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt schwer; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn der Mann mit seiner Geliebten zürnt, so ist die Quelle seines Zornes Egoismus und sein Zorn selbst ist die Essigmutter des Hasses; wenn das Mädchen mit dem Geliebten zürnt, so ist die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu sich, sondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn selbst ist nicht Zorn mit dem Geliebten, sondern Trauer um und über den Geliebten; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, so stürzt seine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über sich zusammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn sie alle Hoffnungen über Bord geworfen, so trägt die stürmende Woge sie nur höher empor. Der Gewitterschlag des Unglückes erschüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann ist ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau ist demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten; welches ist also das schwache Geschlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo sie schmollt; er flucht, wo sie mault, er ist feig, wo sie zagt; er ist tollkühn, wo sie muthig ist. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er ist flau, sie zärtlich; wenn sie unschuldig ist, da ist er höchstens ohne Schuld; wo sie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo sie schwärmt, da rechnet er; und wenn sie träumt, schnarcht er. Welches ist nun das stärkere Geschlecht?

Wo sind denn die Männer stark als gegen ein schwaches Frauenzimmer, und wo sind sie schwächer, als gegen die Starken? Ach, seht sie doch an, die Starken, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, diese Alleweltverschlucker, diese Riesenprojectirer und Weltgürtelhelden, seht sie an, wie jammervoll sie aussehen, wenn die Schwächste der Schwachen

die Grausame spielt! Wie sie sich krümmen und wie ein Theaterperspectiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieser Schwachen; seht das alles an und laßt die Satyriker in Gottes Namen euch ein schwaches Geschlecht schelten.

Letzthin sagte mir ein solcher Satyriker, das weibliche Geschlecht wäre mit nichts so gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen, nämlich so meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Cokettèn zu den periodischen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curiosa, die Treuen zu den Anecdotenlesen, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Kasten. Ein Haus, in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Hause mit. Die Bücher haben noch das vor dem Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht, wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen andern Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin als im Augenblick des Kaufens;

wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen liest er eine Kriegserklärung in denselben. So wie in gewissen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer strengen Censur unterliegen*), weil sie mehr gelesen werden, so müssen Mädchen unter 24 Jahren auch einer strengern Aufsicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und Mädchen über 24 Jahre sind weniger gefährlich, denn sie werden weniger gelesen. Dieser Satyre wollen wir ein Bild unserer Jünglinge gegenüber halten, und gestehen wir nur, daß sie in Herzens- und Geistesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geschlecht stehen. Sie fangen alles an und enden nichts; sie sind überall zu Hause und nur bei, in und mit sich fremd. Sie studiren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen und sind doch namenlos unstudirt; sie wissen alle geheimen Liebschaften und öffentlichen Scandale, sonst aber wissen sie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wissen ihr Reitpferd, aber nicht sich selbst im Zügel zu halten; sie lernen fechten, aber wenn sie der Teufel ansicht, sind sie verloren; sie lernen schwimmen, deshalb bleiben sie stets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; sie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; sie spielen Domino und wissen doch gar nichts anzusetzen; sie spielen Clavier und phantasiren und haben doch keinen Tact und keine Phantasie. Aber die Satyriker lassen diese

---

*) War beispielsweise früher in Sachsen der Fall.

Jünglinge gehen und es scheint ihnen interessanter, an interessanten Gegenständen ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker ist der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geschlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es um so eher necken zu müssen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andern zwei W, Witz und Wahrheit, zurück. Wir wollen sehen, ob wir in der Schöpfungsgeschichte nichts von diesen zwei W finden. Zuerst wurde das Licht erschaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürst der Schöpfung, der Mensch. Das ist schon ein Witz, denn wenn der Mensch zuerst erschaffen worden wäre, er als Fürst hätte nicht zugegeben, daß das Licht erschaffen werde, die Fürsten sagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, sie brauchen blos Kerzen, um am fürstlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war also der erste gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finsterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, daß die Zeit käme, wo die Finsterniß an den Tag ist? Das war also der erste schlechte Witz. Gott erschuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines zur Regierung der Nacht, das ist sehr witzig satyrisch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren. Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen ist ein undankbares Geschäft, macht man's gut, dankt einem Niemand, macht man's

schlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man so ein Licht putzen und löscht's ganz aus. Die Franzosen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, sie putzten es nicht, sie löschten's nicht aus — sie ließen's blos ausgehen. Das Licht ging ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieses Lichtes ging ihnen so Vieles aus, daß sie noch gar nicht wissen, wie Alles ausgehen wird.

Dieses witzige W ist also älter als die Menschheit und die Viehheit, beide hassen deshalb Licht und Witz, sie wollen nicht, daß das Licht sie bewitzle und daß der Witz sie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück sein, mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein solcher Mensch ist eine wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anstalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädische Anstalt für jene Unglückliche, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen Funken Witz bei mir zu verspüren, ich hätte mich todtgeschossen oder ich hätte geheirathet oder ich hätte mir sonst irgend ein Leides angethan. Der Staat sollte aber wenigstens nicht leiden, daß witzige Menschen heirathen, damit sich diese Race nicht fortpflanze.

Kein Mensch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigensucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind besser schlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frappanter trifft. Die Advocaten können ihn nicht leiden, weil

er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht speculativ ist. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar sticht u. s. w. Blos das schöne Geschlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz ist. Man glaubt aber gar nicht, wie viel Menschen jetzt witzig sind! Manche sind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die besten Witze, beim Erwachen sehen sie auf's Fenster und die Witze sind vergessen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen sie witzig sind, aber es sind zum Unglücke gerade die Augenblicke, in welchen sie sich rasiren lassen, da können sie nicht reden. Ich habe einmal einen stockdummen Menschen gekannt, der viele köstliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er sich einen Stockzahn ausreißen ließ. Ich habe einen Schriftsteller gekannt, der, wenn er zu schreiben anfing, immer drei Seiten leer ließ, auf diesen drei Seiten hätte ich witzig sein können, sagte er gewöhnlich, allein ich lasse mir dünken, die Censur hat sie gestrichen.

Wir Deutschen, wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heirathen. Die armen Teufel heirathen alle, die reichen Käutze bleiben Hagestolze, die Armen an Geist wollen alle witzig sein und Witze machen, der aber wirklich Geist hat, der affectirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unsere deutschen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, so gehen sie zur Beichte, und wenn sie

einen heitern Gedanken in ihr Werk einfließen lassen, so bitten sie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tausendmal um Entschuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutscher Beamter, der lacht gar nicht, bevor er sich umsieht, ob es seine Behörde etwa bemerkt; in deutschen Residenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchste, allergnädigste Bewilligung, und in freien Reichsstädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardspiel getrieben werden. Wenn in den deutschen Kammern ein Redner witzig ist, so rümpfen viele pedantisch die Nase. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt, als die längsten Sermonen der Gesteiften. Was aber das Schlimmste bei dem Witze ist, ist der Umstand, daß er die Wahrheit mit sich herumschleppt; die Wahrheit, diese Verderberin alles menschlichen Glücks. Ich glaube, die Wahrheit ist älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit ist älter als die Welt, und die Wahrheit kann sich mit Nichts vertragen und war also vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit existirten, da erschuf Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt sich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es gibt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge ist tausendgestaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menschen, die Lüge tausend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal bestehen, von der Lüge bestehen tausend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tausend

Lügen verbreitet, aber über tausend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, sagt Schiller, lebt nur im Gedichte; ein schönes Leben, es wäre besser, sie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweisung bekommen auf Kinder und Narren. Die Narren respectiren diese Anweisung nicht, und Kinder gibt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber sie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und lassen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an starke Weintrinker angemacht, nie sah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Besoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus. Die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit sind sich nur insofern ähnlich, als man mit beiden anstoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute sterben.

Sie sehen also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit, uns das Leben sehr erschweren. Der wahre Witz ist verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit ist oft eben so gesund als ein bitterer Wein und ein unschuldiger Witz so himmlisch, wie ein unschuldiges Weib. Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken. Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in diese vier Weh etwas verstrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit so ziemlich gewässert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, so werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieses reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorlesung mehr variiren. Sie werden sich indessen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb ist ja ganz.

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Paganini, den Sie alle kennen, hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen; seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden, als wir je waren. Nur mit dem Unterschiede, Paganini spielt auf der G- (geh) Saite, wir mit unserer Einseitigkeit spielen auf einer Seite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer sonderbaren Epoche! In der Kunst spannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen so hoch, daß alle Saiten reißen und ein einseitiges Spiel Kunst und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunst liegt in Doppeltgängen, sondern noch mehr besteht die Kunst der Politik in lauter Doppeltgängen auf aller Seiten! Denn jeder Politiker ist ein Doppeltgänger, mit dem Unterschiede, daß sich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich sehen. Ein Politiker ist unstreitig ein größerer Künstler als Paganini, denn Paganini hat es vorderhand noch nicht dahin gebracht, auf gar keiner Saite zu spielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Maßen, daß er es noch

nicht versucht hat, auf gar keiner Saite zu spielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienstag u. s. w.
wird Paganini ein H-moll-Concert auf gar keiner Saite vorzutragen die Ehre haben.

dann sind alle Plätze im Nu vergriffen. Das Theater ist gesteckt voll, Paganini erscheint, spielt sein H-moll-Concert auf gar keiner Saite, Alles ist entzückt, Enthusiasten stöhnen, Enragées schluchzen, Frauen fallen in decente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln selig und junge Greise weinen angenehm, vom Bravo erschallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß sein H-moll-Concert auf keiner Saite noch einmal spielen.

Tags darauf lesen wir in den Zeitungen Folgendes:

„Vorgestern spielte Hr. Paganini sein H-moll-Concert auf gar keiner Saite. Wir sind in Verlegenheit, was wir über dieses außerordentliche Phänomen sagen sollen. So etwas muß man hören, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir diese Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir diese Harmonien nicht nur hörten, sondern fühlten, nicht nur fühlten, sondern sahen, nicht nur sahen, sondern schmeckten. Wir alle können nichts sagen als: „Dieses H-moll-Concert auf gar keiner Saite ist das grauenhafteste und bizarrste, das erhabenste und vertiefendste, das harmonischste und heterogenste, das reorganischste und organischste,

das allereinendste und das alleraIIste Spiel! Sein Spiel ist die electromagnetische Pamaphrasirung der Pendulschwingungen einer congrevischen Rakete in dem phantasmagorischen Prisma des Jeanpaulschen Campanerthales. Eine Resurrection der Hoffmannschen Stammgeister in der Respiration der Decimaltheile des transcendentalen Sauerstoffes, und die personificirte Resignation der Wehmuth unseres weiblichen Hexentheils in einem Mondscheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren sehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug seiner Violine, der mit anderen Erdenkünstlern in gar keinem Bezug steht. Schade nur, daß diese keine Saite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieses Erdengottes ganz verschwand; kurz, wir können Paganini's Violinspiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Seitenstechen!"

Einen solchen Erfolg könnte ich Hrn. Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu spielen, er thut es nicht; unsere Politiker aber sind oft darin groß, daß sie eben wirklich ankündigen lassen, sie werden auf gar keiner Seite mehr spielen, und wenn ein Politiker einmal so thut, als spielte er auf gar keiner Seite mehr mit, so hat er entweder seine Einnahme für dieses Concert auf keiner Seite schon in der Tasche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Tasche und spielt ein Taschenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Der Mensch, das Leben, die Kunst, die Politik, die Geselligkeit, die Liebe, alles ist jetzt einseitig. Der Mensch selbst ist einseitig, das einseitigste Geschöpf. Adam selbst war einseitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erschaffen wurde, war nicht die beste. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäschigkeit", denn, wenn sie nicht von dem lieben Apfel gegessen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehstande. Adams Ehehälfte, denn im Paradiese war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unsere jetzigen Weiber sind kaum Eheachtel und Ehesechzehntel, gab ihm einen halben Apfel, und der erste existirende Reichsapfel war auch sogleich ein Zankapfel. Ach, es ist kein guter Bissen daran, ein Fürst zu sein! und selbst Adam, der noch nichts zu regieren hatte als Vieh, der sich also gut einen „Selbstherrscher" hätte nennen können, auch Adam, der erste wirkliche Fürst von „Gottesgnaden", war ein unglücklicher Regent, und seine Civilliste war doch sehr bedeutend, denn alles in seinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam sein können, wenn er diese eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte seine Schafe scheeren können bis an's jüngste Gericht. Schafe aber sind superbe Unterthanen, wenn man sie auch bis auf die Haut scheert, die Wolle wächst wieder! ach, und die Schafköpfe sind die Glücklichsten, denn sie sitzen immer in der Wolle!

Das Muster aber aller besten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans ist das Kameel, denn das Kameel ist das einzige Thier, das noch niederkniet, wenn man ihm frische Lasten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen sind nicht die Fische? sie gehen ewig in's Netz, ja sie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel sind auch herrliche Unterthanen, man kann sie mit Dunst betäuben und erwischen. Und solch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Ist das nicht eine unglückliche Einseitigkeit?

Der Mensch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einseitig ist das Alles. Man sagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;" der Mensch ist aber kein Ding, der Mensch ist ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das versteht sich.

Das Herz selbst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist einseitig. Das Herz des Menschen ist das einseitigste Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen ist, und es sollte doch wissen, daß, je gerechter man ist, desto weniger sollte man darauf pochen. Wo es sich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz; wie einseitig! wenn das Herz vielseitig wäre, so wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth ist, da klopft kein Herz im Busen. Für was schlägt das Herz im Busen? Für das Schmählichste

im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Mensch nur dem — Hunger —, und dafür schlägt am Ende jedes menschliche Herz; wie jammervoll einseitig!

Sehen wir alle Regenten der Welt an, sie spielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn sie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite spielt das Volk. Die Regenten spielen maestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai gespielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite stehen und die Völker auf der andern, so sagen die Regenten: unser Interesse läuft mit dem Interesse der Völker parallel, und da haben sie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallel laufen, sich gegenseitig nie berühren.

Selbst mit dem besten Herzen stößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anstößt, auf eine Saite, die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite sich beliebt macht, macht man sich auf der andern verhaßt. Wünscht man auf der einen Seite allen Menschen gute Gesundheit, so sagen auf der andern Seite die Aerzte: das ist ein Bösewicht; man müßte also den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrsucht des Ministeriums, die Choleramorbus der Renten, die kranke Phantasie der neuesten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthusiasten, die Abzehrung des deutschen Theaters, die Gallsucht der Recensenten u. s. w.

Wünscht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, so schreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herstellen, so kommen auf der andern Seite die Advocaten und klagen auf Entschädigung. Es nützt nichts, wenn man sie anweist auf:

Müllers „Zwiespalt der Natur", auf den „Scheidungsproceß" von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres", auf Kotzebue's „häuslichen Zwist", auf den „Streit der Elemente" und auf den ewigen Hader zwischen Dummheit und Vernunft. — Bei dieser Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! einen kurzen aber interessanten Ehescheidungsproceß aus dem Gerichts-Saale des Olymps mit.

Im Olymp gibt es eben so gut Ehescheidungen, als auf Erden, ich aber bin schon lange gegen die Art und Weise, wie die Menschen mit ihrem Versprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden gewesen.

Zuerst verspricht man sich, dann folgt das Trauen, das ist die verkehrte Welt; was nützt ein Versprechen, bevor man sich traut? Zuerst muß man trauen und dann versprechen. Man verspricht sich, das eben ist das Uebel; anstatt daß ein jedes dem andern goldene Tage versprechen sollte, verspricht jeder nur sich goldene Tage. Man vermählt sich erst, dann läßt man sich scheiden, das ist eben so unrecht, man sollte sich erst scheiden, dann vermählen. So lang sie Braut und Bräutigam

sind, da sind sie in einander verliebt, kaum sind sie verheirathet, so lieben sie sich erst recht, d. h. ein jedes liebt sich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabässe. Als Verlobte leben sie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und sie auf dem linken Flügel, sie hat sogleich einen anderen Flügelmann, und nur in ihrem Flügel aber nicht in ihrer Ehe findet sie einige Harmonie; sie spielt ihre Noten ganz allein und nur wenn sie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Ist also eine solche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Ehescheidung einer solchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeist" im Olymp auf Ehescheidung an.

Der Mann „Geist" trug auf förmliche Scheidung von seiner Frau „Zeit" an. Er begründete seine Klage folgendermaßen:

„Erstlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welcher für den Geist, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück ist. Zweitens ist meine Frau, die Zeit, eine leichtsinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen in boshafter Schadenfreude mit bleierner Geduld ausharrt; und eine Leichtsinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menschenrecht wie mit leichten

Marken spielt. Ueberdem ist aus unserer Ehe kein gesundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, so wird Jeder sagen: die Kinder unseres Zeitgeistes sind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Gestalten."

Nachdem der Mann, Geist, so gesprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte sich folgendermaßen:

„Als mein Mann, der Geist, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das schadet ihm nichts, dem wahren Geiste thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er sagt, ich fliehe, bevor er sich meiner freuen kann; das ist seine Schuld. Er ist mein abgesagtester Feind; wenn man mich in einer Gesellschaft nicht haben will, so ruft man den Geist zu Hilfe, um die Zeit zu vertreiben. Ist das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unsern Theatern und Akademien, wo sich mein Mann selten sehen läßt, da weile ich stets geduldig, und Sie sagen: wir haben hier Zeit lang. Kurz, mein Mann, der Geist, ist immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unsere Kinder nichts taugen, da ist mein Mann schuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiste liegt die Ursache aller Verderbtheit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein Geist ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geist hat zu allen Zeiten gut bestanden. Was der Geist unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit setzt alles ohne Geist durch. Der schönste Geist macht nichts,

wenn er zur unrechten Zeit kömmt. Die schlechteste Zeit aber findet noch immer einen Geist, dem sie erwünscht kömmt. Bei den Vorlesungen bemerkt man oft, daß der Geist und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Gesichter immer länger werden. Mich sucht man stets zu verkürzen und doch komm' ich noch lang gut genug. Den Geist sucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie sehen also, daß mein Mann keine Ursache hat, auf Scheidung anzutragen."

Die Richter des Olymps entschieden sehr bald, und das konnten sie auch eher als unsere Justiz, weil sie den Geist sogleich bei der Hand hatten. Sie entschieden, daß der Geist mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel ist, und blos von der Gnade seiner Frau Zeit lebt.

Wie einseitig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist der Mensch in der Liebe zu seinem Mitmenschen! Er fängt an den Menschen zu lieben, wenn derselbe aufgehört hat zu leben. Der Mensch kann dem Menschen und der Sonne nur, wenn sie untergehen und von ihm scheiden, freundlich und offen in's Antlitz schauen und nachsehen; am Tage und wenn sie bei ihm weilen, sieht er in beiden nur — die Flecken. Der Mensch und die Sonne erscheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn sie im vollsten, reichsten Lichte stehen, am allerkleinsten! Nur wenn unser Nebenmensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu;

nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unser Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt!

Man sagt, der Mensch lebt siebzig Jahre, das ist ein schlechter Ausdruck, der Mensch stirbt siebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu sterben, und wenn er stirbt, so ist er blos zu Ende gestorben. Wenn wir uns gegenseitig zum Geburtstage gratuliren, so ist es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, sondern daß wir ein Jahr weniger zu sterben haben. Ist es also nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenseitig nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben so sauer machen? Lassen wir doch die Menschen ihre siebzig Jahre ruhig durchsterben. Ach, wenn wir alle unsere Mitmenschen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachsichtig, kurz, wie reinmenschlich würden wir nicht allesammt sein?

Wie einseitig ist nicht selbst das einseitigste Ding der Welt: die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, also einen neuen Menschen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der andern Seite trägt man noch alles gerade, so wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldstolzen tragen noch immer die Nase hoch, die Jesuiten tragen noch immer den Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falschheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor, den

Haß und die Rache trägt man nach, die Unschuld trägt man an, die Verleumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, ist's die alte einseitige Mode, sondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewissen im Busen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei sich, wenn man einem Armen etwas schenken soll, man trägt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein, ist das nicht dieselbe alte Mode-Einseitigkeit?

In der jungen Welt ist die Mode auch noch mit ihrer alten Einseitigkeit. Die allumfassenden Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides fester als das Band der Liebe, sie tragen häufiger die vielfarbige Schärpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, sie verschleiern mehr das Gesicht als die Gesinnung und sie kommen oft unter den Hut aber selten unter die Haube.

Unsere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Gesicht; sie sehen darauf, daß die Cravatte, aber nicht das Herz auf dem rechten Flecke sitze; sie sehen mehr auf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und sie glauben, wenn ihr Kleid nur gut geschnitten ist, so brauchen sie selbst weder gehauen noch gestoßen zu sein.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, diese wenigstens auch einseitig sind. Aber daß der Witz sich so viel mit dem weiblichen Geschlechte beschäftigt, characterisirt ihn, er ist der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelste Mittel aus den Tiefen hervorholt, und es absondert aus dem Taubgestein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu sehen ist. Der Witz ist eine diebische Elster, er steckt seinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit seinen guten Seiten ist kein Stoff der Begeisterung, und mit seinen schwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit seinen Tugenden ist ein Thema für Engelszungen und mit seinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die schwache Seite; die Frau, der Banquier und das Butterbrot, sie fallen alle auf die gute Seite. Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geschlecht anfällt, ist ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht: der Witz geht mit dem schönen Geschlechte um wie die ältern Maler mit den Päpsten, sie liegen vor ihnen auf den Knien, um sie zu zeichnen. Der Witzige nennt die Frau seine Geißel, aber er ist ein Bramine, der seine Geißel liebt, küßt und sich nie von ihnen trennt.

Ueberhaupt ist der Witz im Allgemeinen einseitig, nur der Humor ist vielseitig oder vielmehr allseitig. Der Witz ist ein Saturn, er verschlingt seine liebsten Kinder,

der Humor aber ist der Urältervater, der Pentateuch aller Witzspielarten. Der Humor ist der erstgeborene Kronprinz der Phantasie, bei seiner Geburt ertönen alle Geistesglocken und tausend Kanonendonner verkünden seine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er gibt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kannibalisch wie die bloße Satyre. Er ist ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der sich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie ein Dennebecker Metamorphose, bald so groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Wassertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er sich auf den Fallschirm der Phantasie hernieder, spielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder, ist in Werkstätten und Laboratorien, und überall holt er seine Nahrung und alle Reiche der Natur müssen ihm Brandschatzung geben. Die Laune, der Witz, sie buhlen mit dem Leser, sie wollen, daß der Leser gnädig auf sie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihm hinaufsehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu

einem donnernden Gletscher. Der Witz ist ein Seiltänzer, er ist geschmeidig, er bückt sich, wenn es sein muß und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiserne Schienen um die Gelenke, er kann sich nicht bücken, nicht beugen, er steht über dem Leser, über dem Hörer, er ergreift sie und stellt sie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Aussicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tausendgestaltig über unsere Häupter hin, wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Sensen, daß man glaube, es deute auf Krieg und Verwüstung, und es ist nichts als das unnachahmliche Schauspiel der Natur, das Geheimniß und Farbenspiel seines unbegreiflichen Geistes; ein unschuldiger Abglanz der geistigen Ursonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unseres Lebens.

In Hinsicht der Einseitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! haben meine Vorlesungen sehr viel von Witz und Humor, denn Sie sehen, daß sie nur auf einer Seite geschrieben sind, und die andere leere Seite ist Ihnen gewiß die liebste Seite, ja Sie sehen, daß wunderbarer Weise die Seite, auf der gar nicht geschrieben wurde, doch nicht so trocken ist, als die beschriebene Seite; diese trockene Wahrheit möge Ihnen beweisen, wie sehr ich bemüht bin, meine besten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftsteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! sind die glücklichsten, sie ersparen den Sand, weil sie ihre Sachen gleich

trocken niederschreiben, und können diesen Sand den Lesern in die Augen streuen.

Ich sollte Ihnen eigentlich zum Schluße meiner Vorlesungen eine kleine Nachlesung halten, allein wo die Vorlesung selbst so unbedeutend war, läßt sich von der Nachlese gar nichts erwarten, im Gegentheil, ich bin froh, daß Sie meine Vorlesungen nicht nachlesen können, sonst wären sie verlesen. Ich schließe meine Vorlesung, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Der himmlische Theater-Intendant.*)

(Aus dem Nachlasse.)

Die Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist ein Theater. Die Erde ist das Podium, die Himmel sind die Soffitten, Bäume und Berge machen die Coulissen, das Leben ist das Drama und der Mensch der Schauspieler. Wenn der Vorhang des Lebens niederfällt, hat der Schauspieler nicht nur seine Rolle, sondern auch sich selbst begraben. Hat er nun gut gespielt, so wird er dort drüben herausgerufen zu einem Applaus der Seligen, hat er schlecht gespielt, so bleibt er liegen; und da es dort drüben keine Freibillets gibt, so ist dieses Herausrufen eine große Sache und Entscheidung darüber, wie der Mensch seine Rolle gespielt hat. Unser Herrgott ist der Intendant dieses großen Welt-Theaters, und er hat vor allen andern Intendanten das voraus, daß er nicht provisorisch, sondern definitiv angestellt ist. Dieser Intendant hat mit nichts angefangen, aus nichts hat er sein Theater gemacht, während andere Intendanten ihr Theater zu Nichts machen.

---

*) Eine Satyre auf den damaligen Münchener Theater-Intendanten.

Betrachten wir also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! dieses Theater und seinen Intendanten kritisch. Wir Kritiker sind jetzt übel daran! Die höchsten Gewalten dehnen sich auf die Intendanzen aus, die Intendanzen auf die Künstlerinnen, die Künstlerinnen auf die Kritiker und doch sind sie oft sammt und sonders unter der Kritik! Wenn die Kritik tadelt, so läuft sie Gefahr, und wenn sie nicht läuft, so wird sie gelaufen, und will sie nicht laufen, man sagt ihr „Fahren Sie so fort!“ Nun fährt man aber mit einem Rath nicht gut und wenn es auch ein Intendanz-Rath*) wäre!

Auf Erden will kein Mensch und keine Kunst mehr kritisirt sein; es bleibt nichts übrig als unsern Herrgott recht zu recensiren. Unser Herrgott ist der beste Mensch auf der Welt; er nimmt nichts übel, weil er ein gescheidter Intendant ist. Was kann er mir im Grunde auch thun? Wenn er mir meinen Parterresitz auf der Erde nimmt, so muß er mir einen Logenplatz in der Erde geben, und wenn er mich auch da nicht mehr haben will, so muß er mich hinaufspazieren lassen auf den letzten Platz, in's Paradies.

Also unser Herrgott ist ein guter Bissen für einen Recensenten. Also ich will einmal seine Theater-Intendanz und seine Verwaltung näher beleuchten.

---

*) Saphir wurde während seines Aufenthaltes in München von dem verstorbenen König Ludwig von Baiern zum Theater-Intendanz-Rath ernannt.

Also das Erste Geschäft, welches Gott, der Intendant, auf seinem Theater vornahm, war, daß er sagte: „Es werde Licht!" Das ist noch ein Intendant! der sorgt doch wenigstens für die Beleuchtung, andere Intendanten sagen: es werde Finsterniß! Sie leiden gar nicht, daß man ihre Theater beleuchtet! Gott sah das Licht und sprach: es ist gut! Das glaub' ich. Er hatte keinen Theater-Oekonom! Als Gott das Podium und die Soffitten fertig hatte, ließ er Bäume und Wälder als Decorationen entstehen und sagte: „es entstehen Bäume, die Früchte tragen nach ihrer Art." Was ist das für eine Intendanz, wenn alle Theaterbäume und Kunstzweige Früchte trügen nach ihrer Art, so bekäme die Welt saubere Früchte! Gott machte zwei Lichter, ein großes Licht zur Regierung des Tags, und ein kleines Licht zur Regierung der Nacht. Das war ein feiner Hecht, dieser Intendant! Bei jedem Theater muß wenigstens ein großes Licht sein. Diese großen Lichter regieren am Tag, indessen regieren die kleinen Lichtlein bei Nacht, und man weiß, daß oft so ein kleines Lichtlein in einer Nacht oder durch eine Nacht die ganze Tagesregierung des großen Lichtes umgestürzt hat.

Am fünften Theatertag hat Gott das kriechende Gewürm erschaffen, dieß sind diejenigen armen Würmer, die auf der Intendanz herumkriechen, und ohne welche kein Intendant sein kann. Am sechsten Tag erschuf der Intendant das liebe Vieh. Das war der erste kluge Streich, den er bis jetzt gethan hat. Da hat er sich eine große

Partei gemacht und eine Anzahl künftige Subjecte dazu, als da sind, der Hund des Aubry, der Schimmel von Carl Stuart, der Elephant des Palmira, die Schlange der Euryanthe, die diebische Elster, der Löwe des Androkles, die Wölfin Jutta und Affen ohne Zahl.

Als es sich aber darum handelte, sich einen wirklich guten Schauspieler zu verschaffen, als er den Menschen erschaffen sollte, da wurde dem Herrn Intendanten angst und bang, er berief in Eile das Theater-Comité und sagte: „wir wollen einen Menschen machen!" Wir wissen nicht, ob unter diesem „Wir" die Intendanzräthe gemeint, aber es scheint so, denn da von ihrer Wirksamkeit nichts verlautet und sie also nichts drein zu reden hatten, so waren es gewiß Intendanzräthe. Der Herr Intendant sagte noch obendrein, er wolle einen Menschen machen, der ihm gleich sieht; nun bitte ich Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! wenn jetzt alle Intendanten nur solche Menschen machen und auf's Theater bringen wollten, die ihnen gleich sehen, welch' ein Liebhaberpersonal hätten wir da! Der Herr Intendant schuf also seinen ersten Schauspieler aus Erde und blies ihm Geist ein, der erste Schauspieler war also schon aufgeblasen und der erste Intendant war Souffleur, der seinem Künstler selbst eingeblasen hat! Adam, der erste Künstler des Welt-Theaters, muß nun bald eine schlechte Rolle zu spielen bekommen haben, denn er schlief sogleich ein. Ein rechter Intendant aber peinigt seine Schauspieler nicht nur wenn sie wachen, sondern auch wenn sie schlafen. So zwickte auch unser

Herrgott Adam während seines Schlafes in die Rippen und zwickte ihm glücklich die erste Liebhaberin heraus, die er ihm sogleich als erste Zulage bewilligte. Mit dieser ersten Liebhaberin war unser Herrgott sehr zufrieden, denn sie brauchte keine Garderobe. Ich kann mir auch denken, daß Eva die Gurli sehr gut gespielt hat, allein sie wollte auch von dem erhabenen tropischen Baum mit seinen Zankäpfeln naschen, den ihr der Intendant verboten hat. Und kaum hat sie den ersten Versuch gemacht, so gingen ihr die Augen auf und sie sah, was die jetzigen Gurlis nicht einsehen, daß sie sich ihres Debuts zu schämen habe. Ein einziger Umstand aber läßt mich glauben, daß Eva als erste Liebhaberin nicht auf ihrem Platze war, denn als Gott sie suchte, versteckte sie sich; welche erste Liebhaberin aber wird sich verstecken, wenn der Intendant sie besucht?

Von dem Augenblicke an aber, als Adam und Eva die tropischen Aepfel gekostet hatten, fingen die Leute des Intendanten an, sie wollten alle Costum haben, und der Herr Intendant machte ihnen Röcke aus Thierfellen, er war also auch Theaterschneider. O welch' ein Gewinn wäre es, wenn alle Theater-Intendanten zugleich Theaterschneider wären, erstens würde ihnen der Faden nicht so oft ausgehen als jetzt, zweitens würden sie es verstehen, an ihren Künstlern das rechte Maß anzulegen, drittens würde die Geschichte länger Stich halten.

Die jetzigen Intendanten sind aber blos Flickschneider, denn Neues bringen sie nie zu Stande. Wie glücklich war

aber Gott mit seiner Schneiderschaft, er durfte seine Künstler blos in Thierfellen kleiden, die jetzigen Künstler müssen in allen Fällen anders gekleidet werden.

Auf einmal fürchtete Gott, Adam und Eva könnte vom Baum des ewigen Lebens essen; er erschrak, denn das wäre für den Pensions-Fond erschrecklich gewesen! Denn denke man sich, wenn Eva fünfzehnhundert Jahre alt geworden wäre und die Mad. Schröder, die Johanna von Montfaucon gespielt hätte! Unser Herrgott schickte sie deshalb aus seinem Garten-Theater Eden fort und sofort begannen die ersten Gast-Rollen Adam und Eva; und wer je selbst Gastrollen gab, weiß, daß unser Herrgott das rechte Mittel ergriff, denn Gastrollenspielen ist dazu geeignet, das Leben der Künstler zu verkürzen! Sie müssen auch gleich bei den ersten Gastrollen aus Verdruß umgekommen sein, denn man hört weiter nichts erwähnen.

Das zweite Stück, welches unser Herr Intendant auf die Bühne brachte, war eine Schiller'sche Tragödie: „Die feindlichen Brüder“. Kain und Abel als Don Cäsar und Don Manuel treten auf. Da war schon der Rollen-Neid da, beide wollten den Intendanten bestechen, Don Kain brachte dem Intendanten Früchte; das mögen saubere Früchtchen gewesen sein! auch Don Abel brachte dem Intendanten Viehstücke; nun weiß man, unser Herrgott ist auch nur ein Intendant, wie ein anderer Intendant und er gab dem lieben Vieh den Vorzug. Don Abel hat aber seinem Intendanten blos kleines Vieh gebracht, das waren noch gute Zeiten, jetzt sind die Inten-

danten so genügsam nicht, es muß großes Vieh sein, wenn es sie gewinnen soll.

Darauf schlug Don Kain den Don Abel todt, Gott sprach einen derben Fluch und die Tragödie war aus.

Kain begann nun ein herumreisendes Künstlerleben, und muß sich viel Geld gemacht haben, denn er baute eine ganze Stadt! Er errichtete hierauf ein Provinztheater und war der erste, der die Oper auf die Bühne brachte, er engagirte den Tonkünstler Juval und die Sängerinnen Ada und Zilla. Das waren Sopransängerinnen, denn sie sangen so hoch, daß Gott sprach: „Euer Geschrei ist zu mir heraufgedrungen!“ Daß Gott den Nachtigallen-ton seiner Sängerinnen Geschrei nennt, daraus erkennt man wieder den Intendanten.

Nach diesen General-Ansichten, die es Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! darthun, daß unser Herrgott auch kein Intendant comme il faut ist, gehe ich noch auf einige Specialitäten seiner Bühnenleitung über. Erstens ist es ein Fehler, daß er alle seine Schauspieler lebenslänglich engagirt. Zweitens ist es schlecht eingerich-tet, daß der Mensch jung auf die Welt kömmt und alt wird, das schadet dem Welttheater; wenn der Mensch mit siebzig Jahren auf die Welt käme und immer jünger würde, das wäre für das Theater ein großer Gewinn; die Künstler und Künstlerinnen würden viel lieber erst in Väter- und Mütter-Rollen auftreten und dann nach und nach in's Fach der jugendlichen Liebhaberinnen übergehen. Wie schön würde es klingen, wenn man von einer Schau-

spielerin sagt: auch die kann ja die Sappho nicht mehr spielen, die muß schon die kleine Infantin (Clara in Don Carlos) nehmen. Wie lieb wäre es, wenn dann eine Künstlerin, die wir als Großmama, als Mama und als Liebhaberin gesehen haben, zuletzt eine kleine Kinder-Rolle vor uns spielte. Welch' eine angenehme Erscheinung wäre es, wenn eine solche 3jährige Großmutter uns ihr 54jähriges Kind in seinem ersten Debut vorführte.

Welche schlechte Einrichtung ist es ferner von dem großen Welt-Intendanten, daß er dem Menschen eine rechte und eine linke Hand, einen rechten und einen linken Fuß gegeben hat! Das genirt ja unsere Anfänger entsetzlich; ja zwei rechte Hände und zwei rechte Füße, dies ließe ich mir gefallen. Mit den linken weiß aber selten Jemand was rechtes anzufangen, und bei den meisten Künstlern geht der christliche Spruch in Erfüllung: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut!" Eine capital-schlechte Einrichtung von dem schöpferischen Intendanten ist es, daß er die Ohren seiner Schauspieler so klein gemacht hat, ein jedes Ohr sollte wenigstens so groß sein, wie ein Souffleurkasten, damit ein Souffleur gleich drin sitzen kann. Noch ein größerer Fehler ist es, daß die Menschen die Augen im Kopfe und nicht auf den Füßen haben, um den Schauspielern mehr Rücksicht angedeihen zu lassen.

Was mich aber mit unserm Herrgott als Intendanten aussöhnt, ist der Umstand, daß er es mit den Redacteurs gut meint. Alle Blätter der ganzen Welt er-

hält er und alle kommen durch ihn auf einen grünen Zweig, und wenn ich einmal bei diesem Intendanten Intendanzrath werden sollte, so bin ich überzeugt, daß ich für mein Leben lang gedeckt sein werde, denn es heißt: Der Kelch des Herrn ist gut und dauert in Ewigkeit. Amen.

Aus dem Leben eines Theeabends.

Der Herr Oberpupillenrath Wachsbein ist ein Mann comme il faut, d. h. er hält einen guten Tisch, auch guten Rheinwein und schöne Trüffeln. Die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein ist eine Frau comme il faut, d. h. sie hat Locken aus Wien, Strümpfe aus Grenoble, Taille aus Paris, Sentiments aus Schilling, und Soirées aus Thee und guten Namen. Das Fräulein Theodore, Seraphine, Angelica, Anastasia Wachsbein ist ein Mädchen comme il faut, d. h. sie hat Augen wie Zündmaschinen, Wangen wie Scharlachpolsterchen, Lippen wie Schwarzkirschen, Bildung wie Zuckerteig, Geist wie ein Handschuh und ein Herz wie eine Real-Encyklopädie.

Das Haus des Herrn Oberpupillenrath Wachsbein war also ein Haus comme il faut, d. h. ein Haus mit Theeabenden und Dilettanten, ein Haus, das Equipage und Gelegenheitsdichter hielt; kurz, ein Haus, das alle Woche seine zehn gute Namen zu verzehren hatte und das gerne solche Namen in Gesellschaft verzehrte.

Eine Gesellschaft ist aber ein Zirkel; ein Zirkel muß aber einen Mittelpunct haben und bei dem Mittel-

punct einer Gesellschaft ist es der Hauptpunct, daß er Mittel habe, den Geist eines Zirkels in Zirkulation zu setzen. Zu diesen Mitteln gehört das Talent des Kent im Lear:

»mar a curious tale in telling it,«

eine Anekdote gut erzählen, eine Neuigkeit ausgeschmückt vorzubringen, alle zwei Stunden ein possirlicher Einfall, Notenumwenden, Pfänderspiele arrangiren, eine Gesundheit in Reimen ausbringen u. s. w. So habe ich einen Menschen gekannt, der bellen konnte wie ein Mops, wie ein Spitz, wie eine Dogge u. s. w.; dieser Mann wurde oft eingeladen und mußte stets seine Hunde durchbellen, zum größten Vergnügen der Gesellschaft. Ein Anderer konnte auf einem Beine stehen und dabei mit Händen und Fingern einen Schatten an der Wand bilden, der aussah wie die Bildsäule eines öffentlichen Platzes, der mußte in Gesellschaften stets auf einem Beine stehen.

Ein Dritter konnte die Serviette um die Hand wickeln, die, mit Schnupftabak auf den Fingerknöcheln, so aussah wie ein altes Weib. Ein Vierter konnte aus Aepfeln ein Profil und mit den Aepfelkernen die Augen täuschend, in verschiedenen Formen bilden. Ein Fünfter konnte aus den Krebsschalen einen Schulmeister im rothen Rock zusammenstellen. Ein Sechster konnte mit den Augen- und Lippenwinkeln durch Zuckungen Wetterleuchten, Blitzen und Einschlagen nachmachen. Ein Siebenter konnte mit dem Munde sägen, hobeln, den Knall einer entpfropften Bierflasche und das Drehen eines Schnupftabakdeckels hören lassen. Ein Achter konnte sich

die Haare so ziehen, daß man glaubte, er trage eine Perrücke. Ein Neunter konnte den Tabaksrauch aus den beiden Nasenflügeln und aus den beiden Ohren zugleich heraus blasen. Ein Zehnter konnte sich ein brennendes Licht in den Mund stecken, ohne sich zu verbrennen. Ein Eilfter konnte aus den zwei Zeigefingern und den zwei Zipfeln der Serviette zwei Marktfrauen darstellen. Ein Zwölfter konnte mit der Nase zittern, sie hinaufziehen und herablassen, wie einen Regenschirm. Ein Dreizehnter konnte aus seinen beiden Mittelfingern ein „Karnickel" bilden und aus den andern einen Hund, welcher es fangen will. Ein Vierzehnter konnte mit den Fingern so in der Luft zusammen klappen, daß es wie ein Becken klang. Ein Fünfzehnter konnte die Conversation einer Bierkneipe nachahmen, indem er alle eigenthümlichen Bewegungen der Schuster, Schneider, Rasirer und Haarkräusler täuschend abwechseln ließ. Ein Sechszehnter konnte mit seiner Stirne eine Haselnuß aufknacken. Ein Siebenzehnter konnte sich die beiden Augenlider wie die Rockaufschläge aufschlagen. Alle diese Künstler essen sich glücklich durch ihre Gesellschaften durch. Ohne aber auch nur eines dieser schätzbaren Talente zu besitzen, meinte die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein doch, ich wäre ein höchst amüsanter Gesellschafter, und wie sie sich auszudrücken beliebte: ich hätte oft pudelnärrische Einfälle. Ich war einmal in Gesellschaft ihr Partner bei einer Whistpartie, und gab ihr einen verstohlenen Wink, daß sie nicht die Zehn son-

dern die Acht legen solle, mit den Worten: „geben Sie acht, meine liebenswürdige Partnerin!" Dieser Witz, mit diesem Complimente gespielt, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Sie blieb dabei, ich wäre ein höchst amüsanter Gesellschafter mit pudelnärrischen Einfällen, und ein solches Geschöpf habe sie längst für ihre Thee-abende gesucht. Ich gehöre unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise zu denjenigen Menschen, denen der Tisch, wie die Speisen für nichts gelten und ich nahm daher lange Zeit die Einladung der Oberpupillenräthin Wachsbein nicht an, bis endlich Fräulein Theodore, Seraphine, Angelika, Anastasia Wachsbein mich im Theater mit ihren feuerspeienden Aeuglein aufgriff und mit den allerliebsten Glühweinlippen mir zuflüsterte: „Lieber S., nicht wahr, Sie kommen nächsten Dienstag zu uns auf den Thee-abend? können Sie mir das versagen?" Die Versagung versagte mir; denn zwei schöne Augen und zwei schöne Lippen sind vier Personen, denen ich nie widerstehen konnte. Ich sagte zu; der Dienstag erschien. Ich rüstete mich mit Geduld, Hunger und Whistmarken aus, steckte zwei Thaler, dritthalb Witze und zwei nagelneue Anekdoten zu mir, befahl meine Seele Gott und trat in das Vorzimmer der Frau Oberpupillenräthin Wachsbein. Ich hing meinen Mantel und meine Ungeduld an den Nagel und schritt in das Versammlungszimmer.

Ein großes, elegantes, hellerleuchtetes Zimmer umfaßte einen schon sitzenden Zirkel von Herren und Damen,

Auf dem Sopha saß Madam Wachsbein, einen runden Tisch vor sich, nickte freundlich mit ihrem Conversationsgesicht, wies, wie Macbeth, auf einen leeren Platz und sagte: „Nehmen Sie Platz, wir haben blos auf Sie gewartet; nun kann der Thee kommen, Tas'chen!“ (so verkürzte sie den Namen Anastasia). Tas'chen strich an mir vorüber und lispelte: „Es ist schön, daß die Musen Wort halten!“ — „Den Grazien immer!“ erwiderte ich. Tas'chen schwamm ab, schwamm mit einem Bedienten, Thee, Kuchen u. s. w. wieder zurück und der Theeabend begann.

Der Thee.

„Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ sagte Tas'chen. — „Ohne Ruhm zu melden: Sahne!“ erwiderte ich und hätte dabei gern ihren weißen Nacken mit meinen Lippen abgesahnt. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ sagte ich zu meiner Nachbarin, Fräulein Fliedermuhs; „keines von beiden,“ näselte sie, und goß sich einen Strom Rum in die Tasse. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ so ging es nun die Reihe herum. — „Wünschen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen?“ fragte Tas'chen wieder; „keines von beiden,“ erwiderte ich und nahm Butterbemme und Theekuchen. — „Befehlen sie Butterbemmchen oder Theekuchen?“ — sagte ich weiter zu Fräulein Fliedermuhs. — „Ich ziehe Butterbemme vor,“ näselte sie mir entgegen, und zog eine honorable Butterschnitte von den untersten hervor. Durch diese Erschütterung fiel eine wohlgeborne Butterbemme auf meine

neuen seidenen Strümpfe, und von da auf den Boden; ich wollte mich bücken, sie aufzuheben, allein Mlle. Fliedermuhs sagte: „machen Sie doch kein Aufhebens davon!“ Da kicherte Mad. Fliedermuhs, die gegenüber saß, und sagte zu ihrem Gemale, Herrn Fliedermuhs: „Sieh doch, mon drès chèr es klang wie: (mon Drescher!), wie unser Pinchen mit Herrn S. Witze macht!“ „Ja, ma drès chère, Pinchen macht Witze.“ Mamsell Fliedermuhs war also Witzmacherin und mir zugetheilt. Schön war sie nicht, denn Schönheit und Witz sind Feinde, wie Schiller sagt:

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.“

Ihr Kinn, die Nase und ihr Mund waren geborne Witzlinge, denn sie waren spitz und stachelten, wenn man sie berührte. Sie näselte etwas und dabei hatte sie die Gewohnheit, wenn sie sprach, den Rockknopf desjenigen zu ergreifen, mit dem sie sprach. Madame Fliedermuhs repetirte jedes Wort, das Pinchen sprach, und Herr Fliedermuhs jedes Wort, das Madame Fliedermuhs sprach: man hörte also jeden Fliedermuhswitz dreimal, wie das Echo im Lauterthal. Neben Pinchen Fliedermuhs saß ein junger Stutzer, Namens Eisbock, ein geschmeidiges Männchen, steif wie ein Blankscheit, glatt wie eine Pomadenbüchse, und dünn wie die Butter auf Berliner Butterbemmen.

Er war ein Lächler, er lächelte stets, wenn man fragte, wenn er antwortete, wenn er nieste, wenn er gähnte: er lächelte. Neben diesem saß Fräulein von

Zipfel, ein Mädchen, das bis sechszehn Jahre schön und stolz, bis fünfundzwanzig schön und liebenswürdig und stolz, bis fünfunddreißig blos stolz, und jetzt weder stolz, noch liebenswürdig, noch schön mehr war, und doch erst im nächsten Monate am fünfundzwanzigsten zweiundzwanzig Jahre alt wurde. Sie betrachtete jede Gesellschaft als ein Heirathsbureau, in das man geht, um einen Heirather zu erfragen. Sie schien dem glatten Lächler hold, meiner Wenigkeit aber hatte sie noch nicht freierselig gelächelt. Neben Fräulein von Zipfel saß Herr Spatz, ein Schöngeist, Charadenmacher, privilegirter Musterzeichner zu Sticksachen, und General-Anekdotenerzähler. Er war stets mit drei Anekdoten beschäftigt, eine hatte er auf der Zunge, die andere auf den Lippen und die dritte in der Kehle. Die andern Mitglieder sollte ich später kennen lernen. Der Thee gab die Veranlassung zu Witzen. — »Ma drès chère Pinchen," sagte Mad. Fliedermuhs, „erzähle doch Herrn S. die Witze mit den Thee'n!" „Ja, ma drès chère Pinchen," wiederholte Herr F., „erzähle Herrn S. die Witze mit den Thee'n." — „Ach ja," bat Mad. Wachsbein, „Herr S. und Mlle. Fliedermuhs werden ein Stündchen lang Witze machen." Ich glaubte, die Butterbemme im Munde erschrak ob dieser Bitte. „O! Madame Wachsbein," sprach ich beschämt, „ich bin enrhumirt!" — „Wir werden schon im Zuge kommen!" sagte Mlle. Fliedermuhs und setzte sich in Positur. — „Wir sind schon im Zuge," erwiderte ich, denn eben wurden die beiden entgegengesetzten Thüren

geöffnet und ein Luftzug fuhr über den Busen der Mlle. Fliedermuhs hin, wie ein Geist über eingesunkene Gräber. — „Bravo! mon drès chère!« schrie Mad. Fliedermuhs. — „Ja, Bravo! mon drès chère!« wiederholte Herr Fliedermuhs.

Da faßte Pinchen meinen Rockknopf und sagte: — eine Todtenstille herrschte im Zimmer und nur Tas'chens Handdruck neben mir gab mir Kraft und Muth. —

„Wissen Sie, wer's besser hat, der Kaffee oder der Thee?"

Ja wohl, dachte ich mir, der Thee, denn der sitzt nicht bei Mlle. Fliedermuhs und hat keinen Knopf zu verlieren; aber ich dachte nach und gestand: „nein." — „Wissen Sie es, Herr Assessor Eisbock?" Der Eisbock lächelte: „nein." — „Der Kaffee!" platzte Pinchen heraus, „denn der setzt sich und der Thee muß ziehen!" „Einzig, ma drès chère!" schrie Mad. Fliedermuhs; „ja, einzig, ma drès chère!" wiederholte Herr Fliedermuhs. Ich aber neigte mein Haupt und sprach zu Pinchen: „Weil Sie, wie der Thee, ziehen, habe ich, wie der Kaffe, mich zu Ihnen gesetzt."

„Unique!" sagte Mad. Wachsbein, „habe ich's nicht gesagt, Herr S. wird Witz mitbringen!"

Der Eisbock lächelte, die Zipfel schmunzelte, der Spatz nickte mit dem Kopfe und sprach schnell, damit ihm niemand zuvorkomme: „Wenn man aber andeuten will, daß man schnell Thee bringe, welchen Männernamen nennen Sie?"

Pinchen hatte im Augenblick Spatzens Rockknopf in der Hand und schrie: „Theobald! Thee o bald!" — „Charmant!" — sagte Mad. Fliedermuhs. — „Ja, charmant!" erwiderte Herr Fliedermuhs. — Da war Pinchen schon wieder bei mir und meinem Rockknopf: „Welche Göttin nennt man, wenn man in England von einer Mamsell Thee begehrt? „Themis! Thee, Miß!" lächelte der Assessor Eisbock aus den steifen Vatermördern heraus. — „Wie drückt man," fragte ich, „in einem zweisilbigen Worte aus, daß der Thee nicht dünne ist?" Eine lange Pause. „Sagen Sie's," schrieen einige; — „nein," protestirte Pinchen, „ich werde es rathen!" — „das finde ich räthlich!" meinte ich. Endlich, da mein Rockknopf nichts gestehen wollte, sagte ich: „Theedick (thätig)!" — „Ach," schrie Pinchen, „das gilt nicht, Sie haben nicht gesagt: daß es ein deutsches Wort ist! — aber," fuhr sie fort, „wie drückten Sie sich aus auf französisch, daß Sie Thee vorziehen?"

Das war meiner Weisheit zu viel, ich konnte es nicht rathen. »Liberté! lieber Thee!" klatschte sie in die Hände, während ich und mein Rockknopf Athem schöpften. „Ei," sagte ich, „Mademoiselle quand on est chez vous, on perd la liberté pour toujours.«

„Charmant!" schrie Mad. Fliedermuhs! „übersetze es, Pinchen!" — „Ja charmant," erwiderte Herr Fliedermuhs, „übersetze es, Pinchen."

„Herr S. meint," übersetzte Pinchen, „nur ein Narr von einem Vater gibt einem nicht alle Tage Frei-

heit!“ — „Sie sollten für die Bühne übersetzen!“ sagte ich zu Pinchen. Da erhob der Spatz seine Stimme: „weil man eben von der Bühne spricht, muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Der Spatz ließ eine Anekdote los, der Angstschweiß stand mir auf der Stirne! Auf der einen Seite Tas'chen mit der ewigen Frage: „Rum oder Sahne?“ — „Theekuchen oder Butterbemmen?“ — auf der andern Seite Mlle. Fliedermuhs, die meinen Knopf ewig in Gefangenschaft hielt und alle Augenblicke mit einem Witze loszugehen drohte, und gegenüber der Anekdoten-Spatz! er begann: „Ein untergeordneter Schauspieler wurde ausgepocht; er trat vor und sagte, meine Herren, ich kann für sechshundert Thaler nicht so spielen, wie für zweitausend Thaler!“ hier lachte der Spatz furchtbar; alle Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, die Zipfel lachte, selbst der Eisbock lachte lächelnd, und ich — ich? lachte als ob ich den Lachkrampf hätte! Spatz zog seine Briftasche heraus, um sich seine eigene Anekdote aufzuschreiben; er lachte selbstgefällig: „da fällt mir eine Anekdote von einem Oesterreicher ein!“ — Ein Seitenstechen bemeisterte sich bei dieser Aussicht auf ein von den Todten auferstandenes Vademecum meiner beiden Seiten.

„Ein Oesterreicher und ein Preuße aßen Krebse mit einander; die großen Krebse lagen alle bei dem Preußen, da drehte der Oesterreicher die Schüssel und sagte: „mein Kaiser dreht alles herum!“ — darauf er-

widerte der Preuße, indem er die Schüssel zurückdrehte: „Aber mein König bringt alles wieder auf's Alte!" Hier lachte der Spatz furchtbar! Die Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte, die Zipfel lachte. Spatz zog seine Brieftasche heraus und notirte sich seine Anekdote Da fuhr, wie eine Haubitze, Mlle. Fliedermuhs auf den Eisbock los, erschütterte seinen Rockknopf, daß ihm die Vatermörder in die Nasenflügel stießen und schrie: „was ist das? es sieht aus wie ein Krebs, es schmeckt wie ein Krebs und ist doch kein Krebs?" Ich wünschte, Mlle. Fliedermuhs hätte einen soliden Magenkrebs! — „Eine Krebsin! eine Krebsin!" näselte die Fliedermuhs wie eine wahnsinnige Clarinette und krebste zu mir zurück. »C'est joli, mon drès chèr!« wiederholte Herr Fliedermuhs. — „Die Anekdote ist sehr gut," begann der nimmer ruhende Spatz, „wie Jemand einem Juden den herrlichen Vollmond zeigt, und dieser darauf sagte: „Eppes rar's von'r Vergüldung!" — Hier lachte der Spatz furchtbar, die Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte. Spatz zog seine Brieftasche heraus und notirte sich seine Anekdote. Da faßte mich Mamsell Fliedermuhs mit beiden Händen bei zwei Rockknöpfen und schrie: „Wie viel wiegt der Mond, wie viel wiegt der Mond?" — Ich erfuhr eben, welche Last ein Mondkalb ist! — „Ein Pfund! Ein Pfund!" schrie sie, „denn er hat vier Viertel!" Dabei klatschte sie in die Hände, und in der hinreißendsten Begeisterung hatte sie meine zwei Rockknöpfe mit hingerissen und diese

rollten, als zwei rührende Opfer des geselligen Tons, zu meinen Füßen nieder.

„Das ist himmlisch! mon drès chèr!« sagte Mad. Fliedermuhs. Tas'chen aber lispelte mir in's Ohr, so nahe, daß ihr Odem wie ein warmer Frühlingshauch meine Wangen berührte: „Lieber S., noch nie hab' ich mir so geisterartig unterhalten, als eben jetzt in Ihrer penetrablen Gesellschaft!" „Schwärmerin!" flüsterte ich zurück, „wissen Sie nicht?" — „O ja," — erwiderte Tas'chen, „ich weiß recht gut, was Lessing in Goethe's Geisterseher sagt; ich hab' ihn auf's Theater gesehen, Sein oder nichts Sein? —" „So heißt es nicht," sagte ich, „sondern: mein oder nicht mein?" „Ich weiß," versetzte sie, „der Komiker hat damals das nur so extemporirt!" —

»Voyez!« — sagte Madame Wachsbein; »voyez! Tas'chen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles.« — „Ja! voyez!« — sagte Herr Fliedermuhs, der in Gedanken saß und glaubte, seine Frau spräche: — „Ja, voyez! Tas'chen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles.« Madame Fliedermuhs warf einen grimmigen Blick auf ihren ehelichen Fliedermuhs. „Da fällt mir eine Anekdote ein!" schrie Spatz, allein mein Flüstern mit Tas'chen hatte ein ander Gespräch flott gemacht, nämlich die Liebeleien, Brautschaften, zurückgegangene Partien und Heirathsgeschichten der ganzen Stadt, und hier glänzte Mlle. Zipfel als lebendiger Adreßkalender aller Heirathsfähigen. Obwohl nun Mlle. Zipfel ihre Aufmerksamkeit

auf den Eisbock richtete, ich auch ganz neidlos ihr vom Herzen alle Eisböcke der Welt gegönnt hätte, so schien sie doch pikirt, daß ich dem kleinen Zipfel ihres restirenden Frühlings keine Huldigung darbrachte, und da Mlle. Zipfel vielleicht hundert Zipfel unter ihren Ahnen zählte, Mlle. Wachsbein aber von Ahnen gar keine Ahnung hatte, so schien es ihr eine aristokratische Sünde, in Gegenwart eines adeligen Spätherbstes einem bürgerlichen Frühlinge schön zu thun. —

„Da spinnt sich wohl eine kleine Amour an?" fragte sie Spatz. Tas'chen fuhr zurück; ich aber war boshaft genug zu fragen: „Fräulein von Zipfel spinnen wohl nicht? Die Ritterfräulein im hohen Mittelalter haben sonst alle gesponnen!" — Da hob Assessor Eisbock sein hausbackenes Gesicht aus den zwei Papier-Vatermördern heraus, schickte ein Lächeln voran und sagte: „Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen." Nachdem er diese große Wahrheit gesagt, lächelte er, kroch wie eine Schnecke in sein Papiervatermörderhaus zurück, lächelte noch einmal und sprach diesen Tag (Theetag) nicht wieder.

Neben mir und um mich aber schallte und klang und tobte es, denn die Zipfel und der Spatz, und alle Fliedermuhse und sämmtliche Wachsbeine sprachen auf einmal: „Sechs Jahre waren sie verlobt und" — „Die sind schon längst geschieden!" — „Der kann sie gar nicht ernähren!" — „Mlle. X. ist aufgeboten" — „Herr Z. hat die Mlle. N. sitzen lassen" — „hat einen Brief

aufgefangen." — „Die bildet sich's ein, aber es wird nichts d'raus." — „Sie hat ja gar nichts," — „nein, das ist längst aus." — „Die Schwester meiner Mamsell ist Kammerjungfer bei der Schwester der Mademoiselle, die erzählt" — „sie hat d'rauf gerechnet, aber" — und inzwischen tönte der Spatz: „ach, da weiß ich eine herrliche Anekdote!" und Pinchen streckte abwechselnd die Hand nach allen lebenden Rockknöpfen aus und gackerte, um einen Witz zu legen. Ich sah schmerzlich nach der großen Spieluhr, die alle Stunden eine andere Melodie und eben jetzt die Melodie spielte:

„Wer nur meine Leiden kennte,
Schenkte gern sein Mitleid mir!"

Ich erschrak, denn ich glaubte, die Uhr spielte aus meinem Innern heraus.

Tas'chen lispelte aber: „Ich habe schon längst eine Sympathie gegen Sie gehabt; blos weil ich die Naturgeschichte über Alles liebe und Ihre Blätter immer das Schönste daraus haben!" Da brach Mad. Wachsbein vom Tische auf und sagte:

„Meine Verehrtesten, wir wollen nun ein bischen Dilettanten genießen!"

Und es ward Abend, und es ward Morgen, Ein Tag.

Natürliche Betrachtungen über Thierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftsteller, Verliebte und Ehemänner, als drei Arme der Natur,

oder:

Wo kömmt alle unsere Natur hin, und wo kommen alle unsere Naturforscher her?

(Humoristische Vorlesung. Gehalten im Josephstädter Theater zum Besten einer wohlthätigen Anstalt.)

Die Natur, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen! hat ihre Gesetze und ihre Rechte, Naturrecht, und die Natur kann bei ihren Gesetzen und ihren Rechten gut bestehen, denn die Natur „hilft sich selbst".

Das hat die Natur vor dem Menschen voraus, der Mensch darf sich nicht selbst helfen, dem Menschen ist Selbsthilfe nicht erlaubt; das ist traurig! Die andern Menschen helfen Einem nicht, selbst darf man sich nicht helfen, und nur wenn der Mensch nies't, bekömmt er eine Anweisung: „Helf Gott!" Der Himmel hilft dem Menschen aber nur, wenn er sich selbst hilft, das darf

er aber nicht, und so ist also dem Menschen nicht zu helfen, und das von Rechtswegen!

Was heißt ein Rechtsweg? Wenn das Gesetz links liegt, so geht man rechts weg!

Da die Natur ihre Gesetze hat, so hat die Natur auch ihre Advocaten: Naturforscher, mit dem Unterschiede: Die Naturforscher essen mehr, die Advocaten verschlingen mehr.

Im Frühlinge erwacht die Natur, folglich schläft sie im Winter wie ein Dachs; wenn Sie, m. f. H. u. H.! in diesem Winter unsere „Gesellschaften und unsere Theatern" besucht haben, werden Sie unsere schläfrige Natur selbst bemerkt haben!

Es ist sonderbar auf dem Lande, sagt man: „Die Natur erwacht jetzt zu spät," und in der Stadt erwacht die Natur leider zu früh, wir haben viel früh erwachte Naturen, und doch selten eine aufgeweckte Natur!

Wenn man bedenkt, daß die Natur im Winter alle unsere Concerte und Akademien verschläft, so muß man gestehen, daß die Natur einen gesunden Schlaf haben muß! Wer nur auch eine solche gesunde Natur hätte!

Die Natur, m. f. H. u. H.! ist ein Frauenzimmer, und sie kleidet sich beim Erwachen und beim Einschlafen weiß. Derselbe Baum, der im Frühlinge weiß mit Blüthen übergossen gekleidet ist, steht im Winter weiß, im Schnee-Sterbehemd gehüllt. Auch der Mensch hüllt den Menschen zweimal in weiße Unschuld, wenn er geboren und wenn er gestorben wird.

Vor nichts hat der Mensch einen solchen Respect, als vor einem Todten! Der Mensch tritt den Menschen nur dann nicht mit Füßen, wenn er ihn mit Füßen treten kann, so wie überhaupt der Mensch nur für das Respect hat, was über seinem Horizonte, oder was unter seinem Horizonte liegt. Der Tod, m. f. H. u. H.! versöhnt nicht nur mit der Welt, sondern auch mit sich. Es ist mit dem Verlassen des Lebens, wie wenn man eine Wohnung verläßt, in welcher man lange wohnte; auch der ärmste Mensch findet beim Ausziehen, daß er reicher ist, als er glaubte, daß er hie und da was hat, woran er nicht dachte; auch beim Ausziehen aus dem Leben findet selbst der Unglückliche eine Menge kleiner Dinge, die er im Leben besaß, die ihm theuer und werth waren, eine Menge winziger Sächelchen, die ihm Freude machten.

Auch von der Natur des Todes hat der Mensch sonderbare Ansichten; wenn Jemand vom dritten Stock auf das Steinpflaster fällt und das Genick bricht, da findet er es nicht natürlich, daß er stirbt, und nennt's einen unnatürlichen Tod, wenn sich aber Jemand mit dem Schnupfen in's Bett legt, sechs Aerzte holen läßt und stirbt, das findet er natürlich und nennt's einen natürlichen Tod!

Die Natur ist eine große Maske, sie ist gerade wie die Masken auf unserer Redoute, sie brauchte sich gar nicht zu maskiren, es kennt sie ohnehin Niemand, und die Naturforscher sind die geistreichen Intriguants, welche zu

dieser Maske den urweltlichen Witz sagen: „Ich kenne dich schon!" Wenn die Natur aber die Maske lüftet, so sehen sie, daß es richtig eine ganz unbekannte Person für sie ist!

Die Natur neckt uns unter tausend Masken, und wenn sie sich in der Seufzer-Allee des Lebens demaskirt, so haben wir in tausend Fällen Ursache, mit einem Seufzer auszurufen: »Allez!«

Die Natur muß schwer zu finden sein; die Naturforscher reisen das ganze Jahr herum, und nirgends haben sie noch die Natur gefunden, sonst würden sie sie nicht immer von Neuem wieder aufsuchen.

Die Natur ist eine Schriftstellerin, eine schlechte, denn ihr vorzüglichstes Werk ist: der Mensch! Dieses Werk hat sie in zwei Ausgaben erscheinen lassen, auf grobem Kanzleipapier: Mann, auf feinem Velin: Frauenzimmer! Aber die Natur hat mehr feine Exemplare herausgegeben, als ordinäre; es sind im vorigen Jahre in Deutschland allein 64,000 mehr Mädchen als Knaben geboren worden!

Die Natur ist kein Kind, sie läßt sich nicht ausforschen! Und trotzdem sie eine alte, recht alte Frau ist, plaudert sie ihre Geheimnisse doch nicht aus!

Wir lasen vor drei Jahren in allen Zeitungen die Ankündigung der Naturforscher, daß es mit nächstem Mai viel Maikäfer geben wird; die Natur wollte die Forscher nicht beschämen, und ihnen recht geben wollte sie auch nicht, was that sie? Sie ließ im nächsten Jahre

gar keinen Mai wachsen, bloß im Juli schickte sie einige Maikäfer in die Welt.

Von den Maikäfern im Frühlinge der Natur, m. f. H. u. H.! sollte der Mensch lernen, mit den Kindern im Frühlinge des Lebens umzugehen; wenn der Mensch den Blüthenbaum schüttelt, um die Maikäfer herunter zu schütteln, so schüttelt er mehr Blüthen als Käfer herab; so soll der Mensch auch an den Kindern nicht zu sehr rütteln, um ein paar summende Maikäfer von kleinen Unarten herunter zu schütteln, er schüttelt vom jungen Blüthenbäumchen für einen Maikäfer zwanzig Blüthenflocken herunter!

Ueberhaupt wäre es mehr Wohlthat, die Natur der Kinder, als die Natur der zu Grunde gegangenen Urwelt zu erforschen!

Das allgemeine große Kinderspital des Lebens ist noch nicht gehörig erforscht, und welche Natur sollte uns interessanter, wichtiger, heiliger sein, als die der Kinder?

Aus uns großen Menschen wird nichts mehr, wir sind fertig, wir sind gezogene Nummern aus dem Glücksrade des Lebens, unser Werth oder Unwerth ist entschieden, aber jedes Kind kann noch ein Haupttreffer sein; in jedem Kinde kann das Glück oder Unglück einer ganzen Zukunft liegen!

Wie Wenige verstehen es, die eingemauerte Seele des Kindes nach und nach zu befreien, kleine Fensterchen in den Augen, in den Ohren, im kleinen Herzchen an-

zutragen, um dieses eingemauerte Seelchen mit Glück aus seinen engen Wänden zu befreien!

Man sagt: „Man muß die Kinder strafen;" es ist nicht wahr, strafen muß man nur die Schuldigen, kein Kind aber ist schuldig!

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, bleibt ein Narr sein Lebelang!" Wer nicht liebt Natur, Blumen und Kinder, der bleibt auf ewig ein armer Sünder!

Die Blumen sind die Kinder der Pflanzenwelt, die Kinder sind die Blumen der Menschenwelt!

Der Himmel hat die Blumen an die Brust der Erde gesteckt, damit die Erde nie vergesse, daß sie Mutter aller Pflanzen ist. Wenn die Blume blüht, so neigt sie ihre Krone zur Mutter Erde, wenn ihr ein Ungewitter das Haupt umzieht, so neigt sie es zum Busen der Mutter Erde, wenn ihre Blätter abfallen, streut sie sie in den Schooß der Mutter Erde, wenn die Blume stirbt, so stirbt sie am Herzen der Mutter Erde; und wie die Blume am Herzen der Erde, so das Kind am Herzen der Mutter! Jean Paul sagt: „Eine Frau, die Kinder hat, und über Langeweile klagt, ist nicht werth, daß sie lebt!" Ich sage noch mehr: „Ein Mann, der Kinder hat, und über Langeweile klagt, ist nicht werth, selbst ein Kind gewesen zu sein!"

Was wird jetzt gethan für die Natur der Kinder? Für die Entwicklung ihrer Natur nichts, für die Entwicklung ihrer Unnatur viel: Kinderbälle!

Was heißt ein Kinderball? Die Mutter steckt sich hinter's Kind, um auf einen Ball zu kommen! Die thörichten Mütter können bei den zarten Kindern den Gang der Natur nicht abwarten, und lassen die Natur lieber springen! Es heißt zwar: „Die Natur macht keinen Sprung," ja wohl, die Natur ist auch keine Tanzmeisterin, die Natur steckt ihre zarten Kinder nicht wie die exercirten Regenwürmer in Ballkleider, um sie zu acht und zehn Jahren den Tanz tanzen zu lassen, den sie zu achtzehn Jahren noch Zeit genug zu tanzen hätten!

Anstatt nun, daß die Naturforscher mit diesen Mißbräuchen der Natur in unserer jetzigen Welt sich beschäftigen, und wie die Welt jetzt zu Grunde geht, beschäftigen sie sich damit, wie die Urwelt zu Grunde gegangen ist, und untersuchen die Beine der großen vorweltlichen Thiere, die ganz zu Grunde gegangen sind!

Sonderbar! Jetzt geht alle Jahr die Welt zwei, dreimal zu Grunde, die Naturforscher bekümmern sich nicht darum, und da gehen gewöhnlich auch nur große Thiere zu Grunde: aber wenn so ein großes Thier zu Grunde geht, sind seine Gebeine gar nicht mehr zu erforschen!

Um nichts bekümmert sich die Welt so sehr, als um die zu Grunde gegangene Welt!

Die ganze Welt, m. f. H. u. H.! geht an drei Dingen zu Grunde: die politisirende an der Reverenz, die merkantilische an der Differenz, und die geistige an der Indifferenz!

Die geistige Welt erhält sich durch eine ganz eigene Natur: durch die Schriftstellernatur, dazu gehört eine starke Natur!

Der Dichter soll nur aus der Natur schöpfen, die Natur aber ist selbst ein Buch, und da denken die Dichter, wenn sie schon aus einem Buche schöpfen sollen, so ist's Alles eins, aus welchem Buche sie schöpfen, und schöpfen lieber gleich — aus andern Büchern, das ist so ihre andere Natur — und so entstehen die Originaldichter!

Die deutsche Originalität wird am besten durch Folgendes bewiesen: Die beste deutsche Komödie ist die französische Komödie, die beste deutsche Oper ist die italienische, die besten deutschen Gouvernanten sind die französischen, die besten deutschen Tücher sind die englischen, der beste deutsche Pfeffer ist der spanische, die besten deutschen Tabaksröhre sind die türkischen, und die besten deutschen Bäder sind die russischen! So ist unsere deutsche Originalität in Sachen und in Büchern!

Die Dichter sollen empfänglich sein für die Gaben der Natur, allein die Wenigsten können empfänglich für die Gaben der Natur sein, weil ihnen die Natur nichts gegeben hat! Es scheint, die Natur und die Menschen glauben, die Dichter sind wie die Singvögel, die durch Hunger am besten abgerichtet werden!

Ein Schriftsteller ist eigentlich ein Naturgewächs! Es gibt vier Schriftstellernaturen, eine starke und eine schwache, eine trockene und eine feuchte.

Die feuchte Natur der Schriftsteller heißt „Humor!“ Der Humorist kann also seiner Natur nach nie auf's Trockene kommen!

Die Schriftstellerei ist ein Naturstand, der Humor eine Naturgabe, die Satyre ein Naturspiel, und der Witz eine Naturwaffe.

So wie jedes Volk eine andere Art Waffe hat, so hat auch jedes Volk eine andere Art Witz. Es gibt Residenzen, die einen Grundton von Witz haben, z. B. Berlin und Wien. In Berlin werden nur Vormittags Witze gemacht, in Wien nur Nachmittags, denn die Berliner sind nur witzig, wenn sie hungrig sind, und die Wiener sind nur witzig, wenn sie satt sind! Der Wiener Witz kommt aus einem vollen Magen, der Berliner Witz aus einem hungrigen Magen, deshalb ist er auch beißender!

Man sagt Mutterwitz, warum sagt man nicht Vaterwitz? Weil man versichert sein kann, wenn ein Mann witzig ist, so ist er nur durch die Frau gewitzigt worden!

Gegen Witz und Satyre gibt es nur zwei Zufluchtsörter: das Grab und das Narrenhaus.

Die Satyre sagt so: „Wer sich selbst geißelt, ist ein Frommer, wer seinen Nächsten geißelt, ist ein Bösewicht,“ ich aber liebe meinen Nächsten wie mich selbst, wenn ich ihn also geißle, bin ich ein Frommer!

Die Satyre und der Witz führen Krieg mit Aerzten, Advocaten und Frauen, aber man thäte der Satyre und

dem Witze Unrecht, wenn man daraus schließen wollte, sie verkennen das Gute und das Schöne an Aerzten, Advocaten und Frauen; läugnet man denn die Wohlthaten des Regens und der Sonne damit, wenn man einen Regenschirm und einen Sonnenschirm trägt!

Die Natur der Ehe, m. f. H. u. H.! ist auch nur ein Witz; denn die Kunst einer guten Ehe, wie die eines guten Witzes besteht darin, zwei sich widersprechende Dinge zu vergleichen!

Woher wissen wir, daß die Ehe ein Krieg ist? Weil die Männer, die heirathen wollen, „Werber" heißen!

Das Unglück bei den Frauen ist, daß sie von Jugend auf nur die Männer studiren, und nicht die Menschen. Wenn sie dann einen Mann heirathen, so sehen sie bald nicht mehr den Mann, sondern bloß den Menschen in ihm, und der ist ihnen fremd!

Die Frauen, die Frauenherzen wollen errathen sein; im Errathen sind aber nur zwei Wesen große Meister: die Liebe und der Satan, die errathen Alles; so lange der Mann liebt, erräth er das Herz der Frau aus Liebe, wenn er sie heirathet, hört die Liebe auf, und er kann sie nur errathen, wenn er ein Satan wird!

Es ist ein Unterschied zwischen der Liebe der Männer und der Liebe der Frauen; die Liebe der Frauen ist Sonnenlicht, geht die Sonne hinter der Gebirgskette der Ehe auch unter, sie bildet noch lange süße Dämmerung und milden Schein; das Herz des liebenden Mannes

ist eine glühende Kohle, wenn sie ausgebrannt ist, so wird sie nicht nur kalt und lichtlos, sondern auch — schwarz!

Eben weil bei den Frauen die Liebe Licht ist, Sonnenlicht, lieben sie gewiß immer nur einen Gegenstand, wenigstens auf einmal; ihre Liebessonne hat nicht einmal eine Nebensonne! Bei den Männern aber ist die Liebe bloß Kerzenlicht, darum zünden sie aus Vorsicht stets zwei Kerzen an, man kann nicht wissen, wie Eins auslischt!

Mit der Liebe ist's wie mit dem Lateinischen, sie ist eine todte Sprache, und wird nur noch geschrieben!

Man hat der Natur gemäß dreierlei Freunde: den Schulfreund, den Jugendfreund und den Hausfreund. Mit dem Schulfreunde theilt man seine Prügel, mit dem Jugendfreunde seine dummen Streiche, und mit dem Hausfreunde seine ehelichen Donnerwetter, mit dem Unterschiede, über dem Haupte des Mannes donnert's und bei dem Hausfreunde schlägt's ein!

Die Männer bitten gewöhnlich in der Ehe den Hausfreund um sein Urtheil, die Hausfreunde aber sind redlich und denken philosophisch: um Jemanden zu beurtheilen, muß man sich zuerst auch an seine Stelle versetzen!

Niemand aber, m. f. H. u. H.! versetzt sich im Leben in die Lage des Andern, wenn er ihn beurtheilt und verurtheilt.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er eher Mitleid bezeigt, als Beileid, deshalb er auch immer das Beileid verbittet. Mitleid kann man wie ein Geschäft abmachen, Beileid aber will mit Liebe gegeben werden! Mitleid ist eine Gabe der Natur, Beileid eine Gabe Gottes!

Warum, m. f. H. u. H.! sind die Gaben Gottes die wohlthätigsten? Weil sich der Geber gar nicht sehen läßt! Weil der Geber nicht nur da gibt, wo er glaubt, daß man's in die Zeitung setzen wird; weil der Geber nicht erst fragt um die Conduitenliste und die Schulzeugnisse des Unglücklichen, weil der Geber: Gott, gibt wie die Sonne ihr Licht, wie die Luft ihren Odem, wie die Natur ihren Segen, wie die Natur ihr Füllhorn ausschüttet auf Bös und Gut!

Man thue Gutes, wie die Natur,
Die niemals frägt und hält Gericht,
Nicht forscht nach des Empfängers Spur,
Ob er's verdient, ob nicht;
Sie nährt aus ihrem Hausgebrauch'
Das Fruchtfeld und die Wüste auch!

Der Thau, der aus Aurora's Schooß
Zur Erde mild herunterquillt,
Und Wäldern, Bäumen, Strauch und Moos
Den Durst der Sehnsucht stillt;
Er gießt nicht nur die Ros' am Strauch,
Er gießt die Dornen auch!

Die Thräne, die in's Auge steigt,
Die Wimper tröstend netzt,

Das Herz erleichtert, das gebeugt,
 Mit süßem Trost' es letzt,
Sie labt nicht nur des Fürsten Aug',
Sie labt den Bettler auch!

Der Strahl, den aus dem Sonnenball'
 Der Himmel uns beschert,
Der mit dem gold'nen Strahlenfall'
 Das Weltall rings verklärt,
Verklärt nicht nur den Lebenshauch,
Verklärt das Grabmal auch! —

Die Natur des Menschen hat sich weit von der Natur der Menschheit entfernt.

Wissen Sie, m. f. H. u. H.! wenn jetzt Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menschen zu suchen, weswegen er die Stadt verlassen müßte? — Wegen unnützen Lebenswandels!

Der Mensch hat eine kuriose Natur, nicht nur der glückliche, sondern auch der unglückliche!

Wenn dem Menschen aus Zufall ein Glück zukömmt, so schreibt er sich's zu: ich habe ein Glück gemacht! Wenn ihm aus Dummheit ein Unglück zukömmt, so sagt er: „Das hat der Himmel so gefügt!" Jede Dummheit, die der Mensch macht, schreibt er den Sternen zu, immer ist es sein Gestirn, sein Unstern, sein Stern, der das gethan hat!

Zum Beweise, man lese unsere politischen Zeitungen, wo nur immer ein dummer Artikel ist, geht er von einem, zwei oder drei Sternen aus!

Dieser Umstand, m. f. H. u. H.! liegt wieder in der Natur unserer Zeitungen, unsere Zeitungen sind wie die Kalender, man findet alle Sterne, alle Himmelszeichen in ihnen, nur keinen Heiligen! Die Natur der Zeitungen ist, daß sie ihre Stimme für die Stimme der Natur halten, allein die Natur hat jetzt gar keine Stimme mehr, darum kann sie auch wegen plötzlicher Heiserkeit nicht erscheinen; die Stimmen in den politischen Zeitungen sind blos Kunststimmen. In unseren Zeitungen kann jeder seine Stimme einrücken lassen, aber die Natur der politischen Zeitung erheischt: Vor dem Einrücken muß man ausrücken!

Die deutschen Schriftsteller haben die unglückliche Idee, politische Schriftsteller sein zu wollen, und haben gar kein Talent dazu, denn wenn sie nur ein Bischen politisch wären, wären sie gar keine Schriftsteller! Sie haben auch die unglückselige Marotte, zu wünschen, ganz Deutschland möge ein Vaterland sein, und es ist doch ein Glück für sie, daß Deutschland mehrere Länder hat, denn der Prophet sagt: Man gilt nichts im Vaterlande, so ein Dichter und Prophet, wenn er in Bremen kein Prophet ist, kann er einer in Lübeck werden, ist er Vormittag in Reuß-Greitz kein Prophet, kann er Nachmittag in Reuß-Schleitz einer sein. Wenn ganz Deutschland ein Vaterland wäre, wie wollte ein deutscher Schriftsteller je ein Prophet werden?

Nun haben wir schließlich noch eine Natur zu erforschen, die Natur der „humoristischen Vorlesun-

gen"; die Natur des Humors besteht aus einer unbewußten Mischung von Weinen und Lachen, und wir haben jetzt eine Menge von Humoristischem, bei dem man nicht weiß, soll man lachen oder weinen!

Um aber Sie, m. f. H. u. H.! zu überzeugen, wie sehr ich Ihren geistigen Beruf als Naturforscher zu würdigen weiß, schließe ich, damit Sie zum wichtigsten Geschäfte der Naturforscher, zum Essen, kommen können!

Schiller's „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizeipräsident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es ist auch nicht nöthig, daß ein Polizeipräsident etwas erfinde, er soll blos auffinden. Der Polizeipräsident zu X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poesien, er kannte nur die in seiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Censurvergehen halber eingesperrt wurden. Poesie und Polizei lieben sich gegenseitig nicht sonderlich, indessen hatte der Polizeipräsident zu X. doch einen Secretär, dem der Böse es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetischen Erzeugnissen bekam, und er hatte unter den Acten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieser poetische Polizeisecretär eben beschäftigt, bei seinen Acten heimlicherweise Schiller's „Mädchen aus der Fremde" für seine Geliebte auszuschreiben, als der Präsident plötzlich eintrat. Der Secretär schob das abgeschriebene Gedicht schnell in die Acten hinein und machte sich an ein anderes, ihm eben vom Präsi-

denten aufgetragenes Geschäft. Indessen nahm der Präsident die Acten des Secretärs, die das Referat für ihn enthielten und ging in sein Bureau.

Hier fand er das Schiller'sche Gedicht, welches der Secretär auf einen Actenbogen hingeschrieben hatte. Er las und las, und staunte immer mehr, er glaubte, es sei ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!" sagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erscheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen schön und wunderbar!" — „Da steckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und sein Secretär kam herein: „Eine schöne Bescherung!" rief er ihm entgegen, „da ist wieder so ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen oder was sie sonst sein mag, sehen Sie!" Er hielt ihm den Actenbogen hin, der Secretär gerieth in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präsident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

Zum Teufel auch, hat man sie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, sie muß doch irgendwo herkommen! und gar die Dummheit:

„Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm."

Wie ist das möglich, ein berittener Gend'arme wird doch wohl so ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gend'armes gar nichts!"

Der Secretär wollte sprechen, allein der Präsident war so in Eifer gerathen, daß er mit aller seiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.“

Also eine vornehme Person als Blumenmädchen? Sie, Herr Secretär, das ist entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunschweig, die aus dem Gefängniß entsprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Bery, wer kann's wissen! Die Indicien häufen sich immer mehr:

„Sie theilte Jedem eine Gabe“ u. s. w.

Sie will das Volk bestechen; das merk ich schon, und das

„Willkommen waren alle Gäste;“

das soll so einen Schein von Popularität auf sie werfen, sie sucht einen Anhang. Herr Secretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben sich sogleich mit zwei verkleideten Polizeicommissären an Ort und Stelle, und schaffen mir dieses verdächtige „Mädchen aus der Fremde“, dieses landläuferische Blumenmädchen sogleich hieher, aber unter strenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufsehen.“

Der geängstigte Secretär krümmte sich verlegen wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigst, wie sothanes „Mädchen aus der Fremde“ blos ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio sei, von einem wundersamen Kauz, Schiller geheißen, in so absonderliche Verse gebracht, zu Kurzweil

und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen sei.

Da schimpfte der Präsident gewaltig auf den albernen Scribler, der seine pudelnärrischen Einfälle so einkleide wie ein Polizeibericht, und der Secretär wurde mit dem Verweis entlassen, sich mit solchem Schnickschnack nicht weiter zu befassen.

Humoralbriefe.

An J. von W. in B.

München.

Nein, so haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibefinger versprochen und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie sitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten sich das niedliche Füßchen hübsch warm, und das fröhliche Herzchen hübsch kühl; der Postträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien lesen mit Ihnen, sie legen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waschwassern und zum Freimüthigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergessen. Ja, wenn ich dieses Lächeln sehen könnte! —

Ich aber soll Ihnen, so wollen Sie es durchaus, meine Ansichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunst, Geselligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskost gehört, mittheilen.

„Ich! eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geschäfts!"

Auch über Politik? Ach Gott! was will eine Dame, eine reizende, schöne, junge Dame von Politik? Wenn

Sie wissen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich ist, so wissen Sie genug, und mehr als ich selbst mit Bestimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn sie nur ihr monarchisches Herz mit constitutionellen Institutionen umgeben, wenn sie das Oberhaus des Verstandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „gäb' es anders dergleichen!" ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich sehen an meinen vollen, frischen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßlust.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, dieses Blatt von dem Professor der Langweiligkeit, in die Hand, und ich sehe mit Erstaunen, daß die Bühnendichter sich wieder regen, und daß „unser lieber Gubitz", wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er sich mit seinem Häring-Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug ist, um in seinem Blatte gegen mich losziehen zu lassen! Ich sehe, er hat einen „Zimmermann" gefunden, er bleibt doch hübsch bei seinem Metier, Holzschneider und Zimmermann.

Ach, meine Schöne, lesen Sie doch die ästhetische Diarrhöe dieses jungen Doctors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre so fort, Du kannst noch einmal eben so berühmt werden, wie Herr Gubitz und sein Gesellschafter im Holzschneiden, und bei den Berliner Banquiers für Geist und Herz zu Tische gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Berliner Bühnendichter und die Bourbons, sie haben in ihrem Unglücke nichts gelernt, sie haben nichts vergessen. Nach der ersten Restauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förster allein sich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron, haben sie nicht, doch nicht gelernt zu schweigen, in Demuth zu schweigen über mich, der ich ihnen schon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß sie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübsch artig wurden, und mir ein Patschhändchen gaben und versprachen, sie wollen es nimmer thun, ich möchte nur die Ruthe verstecken. Aber trau' einer einmal ungezogenen Kindern! Sie sagen jetzt wie die Russen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit.“ Ruhig Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich sage euch noch einmal: „ruhig Kinderchen!“

Ich glaube, daß es wahr ist, meine schöne Freundin! was Sie mir schreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Ist denn kein Saphir unter uns!“

wenn sie sehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und sich breit macht. Gelassen, meine lieben Freunde! euch kann geholfen werden! Ich will diese Pharaos wieder heimsuchen, welche die Kinder meines Geistes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen lassen. Kömmt so ein lederner Bemerker-Zimmermanns-Lehrjung, und beschimpft mich, und sagt, er wolle zugeben, ich habe Witz! Wie viel

solche Zimmermänner und Gubitze muß man denn zusammenstoßen, bis sie begreifen, was Witz ist?

O, daß euch der Börne hole!

Sie wissen ja selbst, meine geistreiche Freundin! wie sie Alle vor Börne und Heine auf den Knien lagen, wie ihn der Gubitz angesellschaftet, der Häring angehöringt, und der Förster angehofräthelt hat, wie sie mit den Blähungen dieser Männer aus dem humoristischen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie sie um Börne's Geist wedelten, wie die Möpse um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politischen Schnupfen, den sie sich in der Pariser Zugluft holten, gegen das heilige, deutsche, römische Reich bluthüstelten, und gefährliche Gedanken ausnießten, da, o glückliches Deutschland, da bewies Häring im Brock=Narren=Haus=Blatte, Börne sei ein Jude; darauf lächelte er, und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne sei ein dummer Kerl, und Deutschlands Ruhe war hergestellt, und ein Berliner Geheimrath lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte mit dreifärbigem Ton: „Sie sind ein Patriot!“ und Häring bat sich den Patrioten schriftlich aus, um ihn seinen Kindern zu hinterlassen, die vielleicht einmal dadurch Hofräthe werden können!

O, daß euch der Börne hole!

„Habt ihr ihn gelesen, den Häringsalat?“ Wie schmeckt er? —

Rathen Sie, meine Freundin! doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenspeiseanstalt lies't, er möchte diesen Häringsalat lesen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch diese Vorlesungen gespeis't werden, so können sie doch hineingehen, und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin! die Satyre ist stärker als die Freundschaft; jetzt erst habe ich Lust, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß sie wiedersehen, ich muß zu Gubitz sagen;

»da mihi Basia mille!«

Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will sie von nun an wieder in die Zucht nehmen, die wieder auf Tisch und Bänke springen; ich will es der Residenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerst eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinsicht der Städte Wien, Berlin und München.

An J. von W. in B.

München.

Ich soll Ihnen, meine geistreiche Freundin! meine Ansichten über die Städte Wien, Berlin und München mittheilen, und zwar, so sagen Sie, in jenem leichten, ungenirten Tone, wie ich mit Ihnen Abends stets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und

leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen schaut, und die geistreiche Regung Ihres Angesichtes mich anregt! Geben Sie mir vor Allem den Archimedespunct außer diesen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München versteht man keinen Humor und in Berlin will und versteht man den Humor, um ihn — zu hassen.

Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, und München ist groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien ist ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der schwellenden und frischströmenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin ist ein gefirnißter, trockener, aber ästhetischer „Aeppelkahn" auf der philosophisch dünnen Spree, und das Leben in München ist ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantirter, aber flacher Floß auf der gutmüthig fortschmollenden Isar.

Die Stadt Berlin hat die fixe Idee, eine Stadt sein zu wollen, so wie die Mittwochsgesellschaft glaubt, eine Gesellschaft zu sein. Berlin aber ist blos ein Gesellschaftsspiel von Häusern. Die Häuser sind zusammengekommen, um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, sie stehen neben einander, große und kleine, wie Minister und Referendare, steif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsstraße ist die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmuthsgürtel; mir ward immer in ihr zu Muthe wie in Goethe's westöstlichem Divan. Da ist alles hübsch glatt und fein und geschniegelt und zierlich, aber kalt und schroff, Blumen ohne Duft, Nachtigallen ohne

Stimme. Wenn man in der Mitte dieser Straße steht, hat man keine andere Empfindung, als daß diese Straße zu dem einen Thore hereinspaziert, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuspazieren. Ein jedes Berliner Haus ist, wie ein jeder Berliner Mensch, ein freier gebildeter Egoist, es schließt sich blos aus Convenienz und weil es sich so schickt an die andern Häuser an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geselligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin! wenn die Berliner Häuser in eine Conditorei gingen, jedes Haus würde sich an einen andern Tisch setzen, und das Haus von der Jerusalemsstraße würde bei sich von dem Hause in der Königsstraße sagen: Der Racker! Der Geist der Civilisation, ein Commandostock, hat den Berliner Häusern anbefohlen, sich in Reih' und Glied zu stellen, Brust heraus! Sie bilden Straßen, blos um die Menschen höflich durchzulassen, und ein Haus steht neben dem andern da, damit sich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf seinen Platz stelle! Die Stadt, wie ihre Literatur hat keine Höhen, keine Thürme, keine Glocken, blos Knarren. Der große Opernplatz allein ist ein gebautes Feenmärchen, ein steinernes Epos mit lyrischen Episoden, und das anspruchlose bescheidene Haus mit seinem anspruchlosen, liebenswürdigen, herzens- und gemüthsklaren König, mit seiner Brust voll reiner Menschenliebe und Gerechtigkeit, dieses Häuschen ist der Zauberstab dieses Feengemäldes! Alle andern Plätze scheinen blos zur Schildwach auf ihre Stelle beordert zu sein,

und warten mit Langeweile auf die Ablösungsstunde. Die Straßen nehmen sich eine die andere nicht in den Arm, oder wie man in Berlin sagt: sie fassen sich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da ist es in Wien ganz anders, meine schöne Freundin! da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien sagt: mit verschlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zusammengesteckt. Die Häuser stehen da und rufen sich gemüthlich „guten Morgen“ oder „guten Abend“ zu, und plaudern hinüber, mit den Häusern gegenüber, und es scheint immer, als wenn sie noch nicht aus einander könnten, weil sie sich noch immer etwas ins Ohr zu flüstern haben. Ein Wiener Haus ist auch wie ein Wiener Mensch; sieht er irgendwo ein anderes Haus stehen, da stellt es sich gleich freundlich und gutmüthig und gesellig zu ihm hin und macht seine Bekanntschaft, und wenn wir die Sprache der Häuser verständen, so würden wir hören, wie ein Haus zum andern sagt: „wollen wir heute Abends zum Sperl gehen? da gibt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!“

Jedes Haus in Wien ist eine liebliche, freundliche, schalkhafte Donaunixe, und singt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein u. s. w.
Komm Ritter, kehre bei mir ein.“

Den Wiener Häusern sieht man es an, daß Menschen darin wohnen; den Berliner Häusern sieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es ist in Deutschland Gewohnheit geworden zu sagen: „In Berlin athmet und denkt man frei, in Wien athmet und denkt man ängstlich.“ Ich weiß es nicht, mein Brustkasten hat kein Gedächtniß, aber so viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Brust, sondern mit dem Gehirn athmet und fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man sich gegenseitig an das Herz; in Berlin drückt man sich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerst bloß von der Stadt qua Stadt sprechen; von den Menschen, Schriftstellern in meinen späteren Briefen.

Der Stephansthurm! Dieß eine Wort schlägt tausend Berlins todt! Er steht da wie ein ernst freundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuser-Enkeln, die um seine Knie herumspielen und die Händchen zu ihm emporstrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüster Mensch gewesen, und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da setzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Caffeehaus, und sah hinauf an Sanct Stephan, der da stand wie ein erhabener Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewissens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in seinen Schattenmantel, der in Riesenfalten über

die colossalen Glieder niederfloß: da ebneten sich die wild bewegten Wogen meiner Brust vor dem stillen Segensanblick dieses frommen, altergrauen Greises. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich ging als ein guter Mensch wieder nach Hause, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte?

Jedoch, ich höre Sie schon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüstle, nehme eine Prise, trinke ein Glas Pichlbräubier, seh' mich um und beginn' schüchtern: München, meine Holde, ist ein Häuserstiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeschuht mit gothischem Absatz. München wird in zwei Theile eingetheilt, in die Münchener Stadt und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächsten Briefe erklären.

An J. von W. in B

München.

Sie haben mir also gezürnt, meine schöne Freundin! gezürnt über meine Ansicht der Berliner Straßen? Das hätte ich sehen mögen, es hätte mich gar zu sehr gefreut! Das blaue Koller-Aederchen hätte ich sehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirne anschwoll, und wie aus Ihrem klaren

Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz gesetzt, sondern ich hätte sie alle einschlagen lassen! Sie haben gezürnt! Wenn das ist, so wird noch aus der Taube ein Lämmergeier, und aus Gubitz ein Schriftsteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortsetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe, eben da, wo sie anfangen, himmlisch interessant und göttlich geistreich zu sein, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächsten Thee nicht Wort halten könnten, und Ihnen die versprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorlesen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Den Tod des Trompeters", aus der Mittwochsgesellschaft anhören! Nein, ein Bösewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters" sollen Sie, meine geistreiche Freundin, nicht sterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod" gelacht haben! Die Mittwochsgesellschafter sind doch komische Leutchen! Sie setzen einen Preis aus auf das beste Gedicht; Chamisso gewann den Preis; das hätte ein Blinder vorausgesehen! Einen Dichter haben sie in der Gesellschaft, und setzen einen Preis aus, ob er über sich selbst den Sieg davon tragen wird. Aber es ist nichts so übel, es hat doch seine gute Folgen; hier ist eine seit zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht curirt worden, welches der

Schau-Dichterspieler von Holtei bei diesem Hohl-Bein-Todtentanz nach Raimunds-Aschenlied sang, und im Junggesellschafter abdrucken ließ.

Schon bei den ersten Zeilen:

„Wer trägt sein graues Haar
So stolz (?), so wunderbar?
Kein Jüngling trägt es so,
Das ist der Chamisso! (!!!)
Er lebe!"

fing die Melancholische an bedeutend zu lachen. Aber als wir die zweite Strophe lasen, da war sie complet genesen:

„Der die geschälte Frucht
Des Cocus aufgesucht,
Trinkt lieber unsern Wein, (Grünberger?)
Läßt Wilde Wilde sein,
Und steigt als Musenmann (Muselmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög' er rüstig stehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geistreiche Chamisso! womit hat er das verdient?! Chamisso wird sich nun nicht zu rathen wissen; er soll „rüstig steh'n" und „weiter geh'n"; „det jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verstehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur so heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen spätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begon-

nenen Eintheilung Münchens in die „Stadt München" und in die „Münchner Stadt" fortfahren.

Sehen Sie, meine schöne Freundin! der Unterschied, den ein Wort vor- oder nach-gesetzt bewirkt, werden Sie aus dem französischen »femme-sage« und »sage-femme« am besten beurtheilen können.

Die „Münchner Stadt" ist eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübsche deutsche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München" ist eine vornehme, neumodische, schöne steife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt" wohnen Männer, und Weiber und Kinder, in der „Stadt München" wohnen Herren und Damen und junge Herrschaften. Die „Münchner Stadt" (beiläufig gesagt derjenige Theil der Stadt, in welchem ich wohne) erstreckt sich vom Sendlingerthore bis zu der Theatinerkirche, vom Carlsthore bis zum Isarthore. In diesem Umkreise liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut, die „Münchner Stadt!" Jedes Haus sieht aus wie ein Münchner Bürger, schlicht, einfach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da ist kein Zwang, keine Verstellung, wie sich jeder Münchner von Angesicht so gibt, wie es in seinem Herzen ist, so schaut hier gerade jedes Haus so aus, wie es inwendig beschaffen ist. Die Häuser in der „Münchner Stadt" haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber sie stehen so freundlich, so bekannt und so fidel da, daß es eine Freude ist. Die Häuser stehen neben einander, als wären sie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu schauen, was auf der

Gasse vorgehet: sie sind gar nicht recht angezogen. Ein Haus steht da in Hemdärmeln, das andere hat eine kurze, blaue Jacke an; ein drittes lehnt sich seinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes steckt seine Erker-Nase ganz schnippisch in die Straße hinein; ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balancirt auf einem Fuße; ein sechstes hat den ersten Stock herausgebogen, und sieht damit bei sich selbst zu ebener Erde ins Fenster hinein; ein siebentes hat sein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen gesetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Nase herab; ein neuntes setzt sein Dach schräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. s. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fensteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fensteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine schnippische Kammerzofe, wenn sie gerne küssen mögte, und doch nicht möchte! Bald scheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes steckt seinen Kopf dazwischen, und sagt: „Was hobt's es denn mit einander?" Da steht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des ersten Stockes hinunter schlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben sein neues, gelbes Kamisol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt ist was eigenthümlich Freundliches, und so etwas, was einem wohl thut und wohlgefällt, eben weil Alles so ungenirt und doch so kommod und herzig ist. Die Stra-

ßen in der Münchner Stadt sind Volkslieder, und jedes Haus darin ist ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwischen diesen Schnaderhüpferln gibt es auch einzelne Steinclassiker, „Bräuhäuser" genannt. In diesen Steinclassikern ist Malz und Hopfen nicht so verloren, wie in andern großen Steinclassikern der modernen Zeit. Bairisch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was ist Ihr Berliner Weißbier gegen unser Bairisch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiße Brünette in München ist. Die hiesigen Bräuhäuser sind die ersten und tüchtigsten Stützen des Staates, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Besten mehr Nutzen, als die Mittwochsgesellschaft in Berlin.

Da habe ich das Conversations-Lexikon nachgeschlagen im Buchstaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzessin von Wolfenbüttel"

eine Seite voll; über:

„Periode"

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgens fand ich „Pschoor".

Pschoor ist aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienst hat, als die hochselige Prinzessin und als alle Perioden. Er besitzt das erste und größte Bräuhaus unserer Zeit, und bezahlt dem Staate an 100,000 fl. jährl. Malzaufschlag.

Nun frag' ich Sie, meine holde Freundin! verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden

schmücken, nicht eben so gut eine Stelle im Conversations-Lexikon, als Papst Alexander und das deutsche „Postwesen?“ Allein der Weg, den das Conversations-Lexikon zum Nachruhme anweiset, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Conversations-Lexikon fabricirt Nachruhm von Brock-hausgnade, und wir werden bald darin lesen: „Mad. Brockhaus, gewesene Komödiantin Wagner, unsterblich durch ihr Talent, mit dem sie Mars, Schröder, Crelinger u. s. w. überstrahlte.“

Die „Münchner Stadt“ hat noch ein Prädicat: „Au“ genannt, eine Vorstadt, mit welcher sie durch die Copula der neuen Isarbrücke zusammenhängt. Sehen Sie, meine schöne Freundin! diese herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere springt, sehen Sie, diese edle Symplicität, diese zweckmäßige Gediegenheit, und doch beschwingte Leichtigkeit. Der Baumeister dieser Brücke hat sich damit ein unsterbliches Verdienst um die Stadt München erworben. Er war der städtische Bau- (nicht Geheim-) Rath Herr Probst, der nun selbst schon die lange Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit passirt hat und mit dem Segen und theueren Andenken seiner Mitbürger einging in eine Welt, wo das wirkliche Verdienst belohnt wird, und wo kein Anderer für uns den Lohn einstreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke ist herrlich, aber kein dankbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn schmückte die sorgenumzogene Schläfe des würdigen Meisters. Nur der edle biedere

Magistrat Münchens belohnte aus eigenem gerechten Antriebe sein Verdienst, und ehrt auch in der Familie des Verstorbenen seinen Werth und Charakter.

Doch genug von der „Münchner Stadt“; ich komme zu der „Stadt München“; bis dahin leben Sie wohl, meine schöne, liebreizende Freundin!

Die „Theatinerkirche steht majestätisch und erhaben am Ende der Theatiner-Schwabingerstraße, und ruft der Münchner Stadt ein „Halt“ zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuser auf, und die Gehäuse beginnen. Die Wohnungen sind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da, meine holde Freundin! aus der Prä-Klenze'schen in die Post-Klenze'sche Bauwelt; hier fangen die Häuser an, die eingegraben werden, bevor sie geboren sind, und ausgegraben, wenn sie ihr seliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsstraße“ gewährt einen imposanten, großartigen Anblick; die Häuserreihen rechts und links stehen wie ein Phalanx da, und der Totaleindruck dieser Steinschöpfung ist wahrhaft erhaben, den weitaussehenden und geistig großen Intentionen König Ludwig's angemessen. Wie auf das schöpferische „Werde“ entsprang durch König Ludwigs Geist diese riesige Straße und eine neue Welt von Bauten im edelsten Style diesem sonst verödeten Theile Münchens.

Wer von dieser Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieser prachtvollen Straße und den sie

umgränzenden, theils fertigen, theils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überrascht werden.

Mit der Schönheit dieser Stadt München geht es aber, wie mit jeder Schönheit, wie mit den schönsten Frauen, sie sind im Ganzen schön, in's Einzelne aber darf man nicht eingehen; der Zergliederer der Schönheit ist zugleich ihr Mörder.

So wie Jean Paul sagt: „Architectur ist gefrorne Musik," so paßt dieser Ausdruck wohl in soferne, als die Baukunst, wie Poesie und Musik, im Ausdruck des Geistigen eine Kunst der Zeit ist, an und für sich aber ist sie eine Kunst des Raumes, das ästhetische Wohlgefallen ist bei ihr der untergeordnete Theil, und die nützliche Zweckdienlichkeit ist ihre Basis und Grundbedingung. Ich möchte die Architectur den „Styl der Steine" und die Häuser und Gebäude „gebaute Briefe und Aufsätze" nennen.

Die architectonische Schönheit der Form eines Hauses ist seine Kalligraphie, seine innere Structur aber die grammatische und syntaxische Richtigkeit, die richtige Eintheilung der Verhältnisse der innern Theile zu einander die Orthographie, und die gehörige Eintheilung der Gänge, Corridors, Treppen u. s. w. die Interpunctionszeichen.

Nun kann ein Brief kalligraphisch ein Meisterwerk sein, und von grammatischen und orthographischen Böcken wimmeln, eben so die Steinbriefe, Häuser genannt. Dieses ist auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall; da scheint einem manches Haus wie ein

Argus mit unzähligen Augen an; aber es thäte Noth, daß seine Bewohner, wie jene Besatzung des Schlosses der verzauberten Prinzessin Sinelinde, Flügel besäßen, um hinein zu gelangen, da Thüre und Thor so schmal sind, daß kaum ein Seufzer der schmachtenden Ritter durchdringt.

In diesem Theile der Stadt, meine theuere Freundin! finden Sie hingegen wieder Schöpfungen, die den Ruhm ihres königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar" mit seinen wunderherrlichen Arkaden und geschichtlichen Fresken, die gewiß von unsern Enkeln gerechtere Würdigung erhalten werden, als von den Vätern der Väter unserer Enkel. Da ist auch die „Glyptothek", dieses neue, steinerne Nibelungenlied, voll Duft und Poesie, in welchem der Hort der Antiquitäten königlich aufbewahrt ist. Auch dieses unvergleichliche Gebäude, welches auf dem Continente seines Gleichen nicht hat, hat das Schicksal gehabt, nach seiner Vollendung noch ringsum abgegraben werden zu müssen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: Dieß Gebäude entspricht doch dem größten Theile seines Inhaltes, es ist auch ganz und gar wie eine Antique ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek" wird ein feenartiges, imposantes Gebäude, entsprechend dem hohen Zwecke des kunstsinnigen Regenten.

Ich bedaure, meine schöne Freundin! daß Sie nicht der letzten Ständeversammlung beigewohnt haben; unsere

Redner nahmen alle Steine dieser Bauten in den Mund, um dadurch Demostheneſſe zu werden! Gar Mancher verwechſelte die unbairiſchen Namen Glyptothek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunſt ſollte gar nichts gethan werden; ſo will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin! wenn wir es einmal erleben, daß Deutſchland ein einziger, conſtitutioneller Staat wird, dann laſſen wir unſere Kinder nicht mehr leſen und ſchreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück; ich trete nie aus der Münchener Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée — Fröſteln überfällt; die Häuſer haben da eine ſolche vornehme Education, daß meine Seele immer Glacéhandſchuh anzieht, wenn ſie dieſelbe anſchaut.

Aber ſchon ſehe ich Sie, meine Theuere, ungeduldig die halbaufgeworfene Purpurlippe zucken, und ausrufen: Genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, ſachte, meine ſchöne Verſucherin! das iſt ein delicates Pünctchen! Ich will mich aber ſchon ſo aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen ſein, und doch ſo ziemlich hart an der Wahrheit vorbeiſchiffen werde.

Man könnte im Kurzen ſagen: „Das Beſte an den Münchnern das ſind die Münchnerinnen, und das Schlimmſte an den Münchnerinnen das ſind die Münchner.

Es interessirt sie als Frauenzimmer gewiß am allerersten, von unserm schönen Geschlechte zu hören, und ich will, wenn sie es den schönen Münchnerinnen nicht wieder sagen wollen, Ihnen reines Bier einschenken.

Als ich nach München kam, überraschten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Wasser, die Zahmheit der Vögel, und die Gesprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den englischen Garten gehen, in diese unvergleichliche, humoristisch-gemüthliche Schöpfung, in diesen botanischen Hesperus, da laufen Ihnen die Wasser mit einer kühlungsaushauchenden Frische und Lebendigkeit vor und neben Ihnen her, als liefen sie vor schäkernden, nachlaufenden Najaden davon; es ist ordentlich, als ob der Strom ein Weiberbrieflein wäre, das stets „in Eile" geschrieben wird. Es ist unbeschreiblich, welche eigene, anmuthige Lebendigkeit diese Rapidität der Wasser dem ganzen Garten verleiht. Wenn Sie sich darauf in dem Hofgarten unter einen Baum setzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, setzen sich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle in's Auge, und picken den Brosamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe schon so viele Augen gesehen, in viele Augen zu tief gesehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederösterreichischer Mundart reden gesehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen sprechen gesehen, Augen, die immer den Dativ, wo andere den Accusativ setzen, Augen, die

mir und mich auf einmal blinzeln: ich habe die Augen der Pariserinnen plaudern gesehen, Augen, welche constitutionelle Monarchien mit republikanischen Institutionen proclamiren, Augen mit Tricolorblicken, die einem weiß machen, sie könnten noch roth werden, wenn man sie blau anlaufen läßt; ich habe die Augen der Engländerinnen flüstern gehört, Augen, die wenn sie noch so softy sind, doch einen Lord vom Wollsack aus dem Concept bringen können; aber alle diese Augen sind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge ist ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigenthümliches Leben, eine eigene Anmuth in der Beweglichkeit dieser Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir sagte, er sei verlegen, wie er die Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen sollte, geantwortet: „Man kann sich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke summen die Melodie: „Freut euch des Lebens" durch die lieblich beschatteten Wimper."

Es gibt manchmal Schönheiten, die einem groß ansehen, und dennoch kann man davon nichts anderes sagen, als: „Sie hat mich mit ihren schönen Augen angegähnt!" Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt, ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem solchen Blicke: „zur Genesung! Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, ein unbefangenes Frag-Amt: „Wo ist der Herr her? was will der Herr? wo geht

der Herr hin? was ist's mit dem Herrn? der Herr kann mir gestohlen werden" u. s. w.

Es ist eine wahre Freude, in diese Augen zu sehen, die anspruchlos, ohne Absichtlichkeit, so freundlich und liebreizend in die Welt hineinschauen, und das schöne Licht, das sie einsaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältnisse zu den Augen sind die Münchnerinnen größtentheils schön, edelgefärbt, im Bau harmonisch, eher etwas voll als schmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Blos ihre Füße würden sich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen sagen wollte; eine Tugend, in welcher sie mit dem ganzen Norden auf gemeinschaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken streiten schon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die characterisirten Schönheiten. Indessen hebt sich das wieder; wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adeligen Physiognomien und adelige Schönheiten mit bürgerlichen Physiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geist und Gemüth steht das Münchner schöne Geschlecht zwischen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne; es besitzt nicht die Prüderie und Affecterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene sociale Conversations-Classicität der Wienerinnen. Sowohl in moralischer als geistiger Ausbildung steht das Münchner schöne Geschlecht höher, als das männliche.

Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimaths-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Post-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Todten-Schein,

oder:

Wie soll der Mensch auch nur zu einem Bischen Wahrheit kommen, wenn er sein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein" zu sammeln?!

Jeder Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! muß einen Geburtsschein haben, sonst glauben ihm die anderen Menschen gar nicht, daß er geboren worden ist. — Wenn ein Mensch seinen Geburtsschein verliert, so ist er verloren; dann muß er erst suchen, einen Schein über den verlorenen Schein zu bekommen! —

Es ist überhaupt eine Güte vom lieben Himmel, daß der Mensch gar geboren werden darf, ohne früher erst einen Geburtsschein zu haben. So ein Geburts-Schein oder Tauf-Schein ist der größte Grobian auf der Erde, er ist nicht nur grob, sondern er verbittert uns das Leben. Wie glücklich sind die Türken, m. f. H. u. H.! kein Türk weiß, wie alt er ist, deshalb lebt die Türkei in

ewig glücklicher Kindheit. — Vielleicht daß ihr jetzt das Schicksal bei ihrer Wiedergeburt auch einen Schein ausstellt.

Ich fürchte nur, der Mond wird bei Neulicht noch weniger Schein haben! Die Türken sind reell und vorsichtig, sie haben keinen Trau-Schein, sie vermeiden selbst den bösen Schein. Auch in der Liebe sind sie reell und solid, noch nie hat man von einem Türken gehört, den der Gram der Liebe getödtet hat.

Zwei Wesen gibt es, die von den Frauenzimmern gründlich gehaßt werden; der Geburts-Schein und der Tauf-Schein! Wie gerne würden sie oft diese Scheine auswechseln.

In dem Geburts-Schein des Menschen wird angegeben, wo er geboren worden ist, wann er geboren worden ist, nur nicht wozu er geboren worden ist, und es wäre doch so leicht, denn man weiß ja, der Mensch ist geboren worden zu leiden oder zu heirathen, also auf jeden Fall zu leiden. — Bei jeder Heirath, m. f. H. u. H! steht der Mensch als Staatsbürger zwischen zwei Pflichten: die eine Pflicht gebietet ihm zu heirathen, denn es soll sich kein Staatsbürger einer allgemeinen Camalität entziehen! — auf der andern Seite gebietet ihm seine Pflicht als Bürger, nicht zu heirathen, denn „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht".

Ein jeder Witwer, m. f. H. u. H.! ist nichts als ein mit erhöhtem Character in Ruhestand versetzter Kriegs-Beamter! — Zu allen Angelegenheiten des Lebens braucht, sucht und bekömmt der Mensch einen Rath, Schulrath,

Postrath, Commerzienrath, nur keinen Heiraths-Rath. — In dieser Beziehung hat der Deutsche das gröbste Sprichwort, welches existirt, nämlich:

„Zum Hängen und zum Freien
Soll Niemand Rath verleihen!"

Ich erlaube mir in die Feinheit dieser Grobheit einzugehen: „Heirathen heißt hängen — denn es heißt: der Mann soll an seinem Weibe hängen! —

Wenn nun „Heirathen" — Hängen heißt, so heißt „Freien" — Anbandeln! — Aber die Männer sind gar hartnäckig und halsstarrig; wenn sie sich an ihr Weib gehängt haben und sie sehen, es schadet ihnen nichts, hängen sie sich so lang' an Andere, bis alle Stricke reißen. In jedem Geburts-Schein sollte also angegeben werden: „Geboren um sich zu hängen!" —

Der Geburts-Schein des Menschen, m. f. H. u. H.! ist bei vielen Menschen eine wohlthätige Lebens-Assecuranz, die ihm oft in Gefahren als Ausweis das Leben retten kann, z. B. bei einer Vieh-Seuche.

Es gibt verschiedene Lebens-Berufe, zu welchen der Mensch geboren sein muß; z. B. zum Dichter muß der Mensch geboren sein, der Dichter verdient also gewiß Mitleid, denn der Dichter ist nichts als ein Geburtsfehler. —

Vier Dinge, m. f. H. u. H.! gibt es, die ganz unschuldig für andere Leute büßen müssen, in ihrer Benennung nämlich: Ein Druckfehler, ein natürlicher Tod, eine selige Witwe und ein Geburtsfehler.

Man sagt: ein Druckfehler.

Zu einem Druckfehler gehören aber vier Personen: der Verfasser, der Abschreiber, der Setzer und der Corrector; der Druck kann gar nichts dafür und doch muß er die Schuld tragen!

Ein natürlicher Tod!

Zu einem natürlichen Tod gehören auch vier Personen: der Doctor, der Apotheker, der Notar und der Todtengräber; die Natur kann gar nichts dafür, aber sie muß die Schuld tragen.

Eine selige Witwe!

Zu einer seligen Witwe gehören auch vier Personen: der Testaments-Executor, der Witwengehalt, der Todten-Schein und der zukünftige unselige Tröster; der Selige kann gar nichts dafür — aber er muß die Schuld tragen.

Ein Geburtsfehler!

Zu einem Geburtsfehler gehören auch vier Personen: der Vater, die Mutter, das Kind, und die Hebamme; die Geburt kann gar nichts dafür, aber sie muß die Schuld tragen.

Jeder Mensch hat, wie er geboren wird, schon seine Freunde und Feinde; die Freunde wünschen, er soll ein Millionär werden, die Feinde wünschen, er soll ein Dichter werden! Nun kömmts darauf an: Wird das Kind bei Milch erzogen, bei Kuhmilch oder Schafmilch, so wird's ein Millionär; wird's beim Wasser erzogen, so wird's ein Dichter! Der Dichter aber wie der Millionär, beide haben ihre Freude am Leben, beide singen Schillers Lied: „An die Freude", mit abwechselnden Strophen; der Millionär

singt Allegro: „Seid umschlungen Millionen!“ und der Dichter singt piano: „Dem Verdienste seine Kronen!“ Der Millionär singt tremolando: „Richtet Gott, wie wir gerichtet?!“ und der Dichter singt wieder con brio: „Unser Schuldbuch sei vernichtet!“ — Aber nicht nur zur Dichtkunst und zum Glück muß man geboren sein auch zur Dummheit.

Die Liebe und der Rausch, m. f. H. u. H.! sind ein momentanes Glück; die Dummheit ist ein angebornes Glück und der Wahnsinn ist ein unheilbares Glück; aber die Liebe, m. f. H. u. H.! ist kein Rausch, die Liebe ist blos der Götterwein, wer zu viel und immer davon genießt, bekommt einen Rausch! Bei vier Dingen ist „nie“ und „immer“ gleich fürchterlich!

Ein Mensch, der immer lächelt, ist ebenso unerträglich, als ein Mensch, der nie lächelt! —

Ein Himmel, der immer wolkenlos ist, ist ebenso langweilig, als ein Himmel, der nie wolkenlos ist! —

Ein Auge, das immer weint, ist eben so zu bedauern, als ein Auge, das nie weint! —

Und ein Herz das immerfort liebt, kennt die wahre Liebe ebenso wenig, als ein Herz, das nie liebt!

Das Herz ist ein Muskel im Menschen wie jeder andere, es darf so wenig ermüdet werden wie der Arm. Ein unermüdet Herz bleibt ewig jung.

Der Genius der Liebe selbst aber ermüdet nie! er überfliegt die Welt, immer und überall gießt er einen Liebes-Tropfen in den Kelch des Hasses, und mischt einen

tröstenden Laut in die Glocke des Todes und legt ein Stück Regenbogen auf das Gewölbe des Unglücks und schlingt eine Blume in den Kranz der Verzweiflung und haucht ein Stück Morgenroth in die finstern Leidens-Tage des Lebens und legt ein Stückchen Himmel in das brechende Auge und ein Stückchen Himmel in das brechende Herz, und bedeckt die Wunden des Herzens mit Frühlingen, und die Täuschungen mit Abendröthen, und so wird durch die wahre Liebe das ganze Leben zu einem heiligen Tempel, in welchem stets zwei Arme zur Umarmung, zwei Hände zum Ineinander-Legen, zwei Augen zum Ineinander-Fließen, zwei Lippen zum Zusammen-Beten und zwei Herzen zum Zusammen-Schlagen sich finden! —

Zwischen Liebe und Ehe liegt der Brautstand, das ist die Frist, die beiden Parteien gegönnt ist, um mobil zu machen. Der Liebesgott trägt eine Fackel und der Gott der Ehe trägt auch eine Fackel. Der Gott der Liebe trägt eine Wachsfackel, der Gott der Ehe eine Pechfackel! — Ein Jüngling und ein Mädchen, die sich lieben und heirathen, müssen Schillers sämmtliche Werke studirt haben, sowohl Dramen als Gedichte: Er beginnt mit der „Jungfrau", dann kommt die „Erwartung" und die „Begegnung", dann „die Gunst des Augenblicks" und der „Spaziergang"; hierauf feiert er „den Triumph der Liebe" und sie „das Sieges-Fest!" — Dann kommt „Kabale und Liebe", sie heirathen sich, und zu diesem Behufe studirt sie die „Resignation" und er den „Kampf mit dem Drachen!" —

Mann und Weib, m. f. H. u. H.! behandeln sich in der Ehe gegenseitig wie ihr gegenseitiges Lieblings-Getränk; er behandelt sie wie Kaffee:

Erst süß und heiß,
Dann macht er ihr was weiß!
Dann, so gehts auf Erden,
Läßt er ganz kalt sie werden!
Und zu Haus der Kaffee in seiner Glorie
Schmeckt ihm nicht so gut wie anderwärts der — Cichorie.

Sie aber, sie behandelt den Mann wie Wein:

Um den alten
Gut zu erhalten,
Füllt sie allgemach
Immer einen jungen nach,
Und wird der alte kamig doch,
So kriegt er seinen Einschlag noch! —

Man heirathet sich auf Leben und Tod, deshalb sollte man beim Trau-Schein gleich auch den Todten-Schein mit verlangen.

Ein Todtenschein! — Ein Todter muß auch seinen Schein haben, so ein Todter riskirt sonst, daß er bei seinem Eintritt in das Reich der Todten gleich gefragt wird: „Von was leben Sie?" — Ein Todten-Schein ist ein Beweis, daß der Mensch nicht „scheintodt" ist, aber warum hat denn der Mensch keinen „Lebens-Schein", da doch so viele Menschen nur ein Schein-Leben führen?! —

Der Mensch, m. f. H. u. H.! mit seinen Gliedmaßen kann verschiedene Gegenstände vorstellen; mit matt

herabhängenden Armen ist er die Trauerweide über sein eigenes verwaistes Herz; mit sehnsüchtig suchenden, wie zur Umarmung vor sich hinausgestreckten Armen ist er ein halber Liebes-Reif, der die andere Hälfte zum ganzen Ring sucht; mit über dem Haupt emporgestreckten Armen ist er die Stimmgabel, die den Himmel für sich zu stimmen sucht; mit beiden, rechts und links von sich gestreckten Armen, die Brust wie ein Märtyrer frei und unerschrocken dem Schicksal dargeboten, bildet er das heiligste Zeichen des Lebens!

Das ganze menschliche Leben, m. f. H. u. H.! ist nichts als ein Proceß, das Leben und der Tod führen um einen Menschen Proceß, und das dauert gewöhnlich 70 Jahre! — Der Mensch läßt um sich selbst Proceß führen und er erlebt das Ende erst, wenn er gestorben ist!

Das Leben hat seine Advocaten und der Tod hat auch seine Advocaten! die Advocaten für das Leben heißen: eine starke Natur, ein heiteres Herz, ein gutes Gewissen, ein guter Magen; die Advocaten für den Tod aber sind alle seine Freunde und Pathen: Alleopathen, Homöopathen und Hydropathen! Außerdem hat der Tod noch einen Sollicitator: den Apotheker, und eine Masse Winkel-Advocaten, als da sind: Neid, Geiz, Habsucht, Wucher u. s. w., welche alle mit einander den Lebensproceß verbittern und vertheuern!

Vor Zeiten haben die Menschen 8- bis 900 Jahre gelebt; — damals hat der Proceß noch länger gedauert; warum? Damals haben die Advocaten des Lebens immer

gleich eine Erstreckung von 100 Jahren begehrt; jetzt muß der Mensch froh sein, wenn sein Lebens-Advocat eine Erstreckung von 6 Wochen herauskriegt! — Wie der Mensch geboren wird, d. h. wie er nur den Lebens-Proceß antritt, sieht er schon im Geiste die Expense-Noten vor sich und fängt ein jämmerliches Geschrei an; dann natürlich kriegt er im Verlaufe des Processes Fleck, Röthel, Masern und muß endlich tüchtig blattern; bei dieser Gelegenheit wird er von seinen Advocaten nicht eher außer Gefahr erklärt, bis nicht die „Abschuppung" gänzlich vorbei ist!

Die siebzig Lebensjahre des Menschen sind nichts als sieben verschiedene Erstreckungen von zehn zu zehn Jahren, das Kind bittet um eine Erstreckung von zehn Jahren, dafür muß es seine ersten Kinderfreuden hergeben; der Knabe bittet um eine Erstreckung bis zu zwanzig Jahren, dafür muß er die ersten Jugendfreuden bezahlen; der Jüngling wünscht eine Erstreckung bis zu dreißig Jahren, dafür muß er seine Luftschlösser und seine blauen Berge bezahlen; der Mann wünscht eine Erstreckung bis zu vierzig Jahren, dafür muß er seine erste Liebe, sein erstes Vertrauen, seine erste Hingebung bezahlen; und was noch mehr, er muß sein ganzes Glück d'raufgeben — nämlich die Dummheit — denn mit vierzig Jahren wird der Mensch und der Schwab gescheidt. Dann bittet der kluge, neugeborne Schwab gleich um eine Erstreckung bis fünfzig, dafür muß er Alles bezahlen: Liebschaften, Jugendfreunde, Practikanten-Hoffnungen; dann mit fünfzig Jahren verlangt er

noch eine zehnzährige Erstreckung bis sechzig! — Diese Erstreckung ist gar kostspielig!

Dafür muß der Magen hergeben fünfzig Procent von seiner Thätigkeit, das Herz fünfzig Procent von seiner Wärme, das Auge fünfzig Procent von dem heiligen ihm anvertrauten Gut seiner „Pupillen", das Ohr fünfzig Procent von seinem armen zusammengetrommelten Felle, der Geist fünfzig Procent von seinen frischen Blüthen, von seinem sauer erworbenen Gut, der Witz fünfzig Procent von seinem mütterlich vererbten Mutter-Witz und der Humor fünfzig Procent von seinem Lachen, aber nicht ein Procent von seinen Thränen!

Nach meinem sechzigjährigen Scheinleben und Leben ohne Schein hat mir der Himmel zum sechzigsten Geburtstag eine besondere Auszeichnung zugedacht: es kamen nämlich an meinem sechzigsten Geburtstag am 8. Februar drei Sterne am Himmel zusammen, die seit hundert und hundert von Jahren nicht beisammen waren. Drei große Himmelslichter: Merkur, Mars und Venus! — Sie kamen blos zusammen, um mir zu gratuliren und über mein künftiges Schicksal zu berathen! — Merkur hat unter den Göttern eine curiose aber schöne Carrière gemacht! Erst war er blos Practikant und Amtsbote der Götter, dann wurde er Gott der Reisenden und Lenker der Menschen, dann wurde er Gott der Kaufleute und dann Gott der Diebe! Seine Kennzeichen sind ein Paar Flügel, ein Friedensstab und ein Beutel.

Merkur eröffnete meine Geburtstagsfeier und sprach:

„Es ist billig, daß, nachdem ich ihn jetzt so lange gelenkt habe, daß ich nun auf einer guten Station auch einmal für ihn sorge! — Er treibt sich da unten in der Lebens-Krim so lang schon herum, er segelt sechzig Jahre im schwarzen Tinten-Meer und hat nicht das kleinste Sebastopolchen bei Seite gelegt, so daß es einmal Zeit wäre, daß ich ihm einen vollen Beutel mit dem Friedensstab schicke, damit wir da oben einmal sagen können:

„Hier unten ruht er endlich!"

Aber Mars sagte: „Der Friedensstab ist doch nur dann erst eine sichere Stütze, wenn er durch Kriegsmacht auf beiden Seiten gut beschlagen ist, der Mann kann ohne Krieg nicht leben, schicken wir ihm nur Kriegskosten!" — Aber die Frau Venus, die als Frau immer am besten weiß, was den Männern fehlt und als meine alte Bekannte, sagte: „Der braucht in seiner Lebens- und Liebes-Krim zu seinem sechzigsten Geburtstage nichts als eine neue Flotte mit entsprechender Verstärkung!" — Sie sehen also, daß die großen Himmelslichter für die kleinen Erdenlichter und Dichter freundlich sorgen!

Unsern literarischen Lichtern geht es bei den jetzigen, Gottlob! freieren Preß-Verhältnissen, wie es den wirklichen Kerzen und Lichtern ergangen ist und noch geht: zuerst hat man die Lichter mit den Fingern geputzt, da hat man dabei noch sehr gut gesehen: dann hat man die Lichtputzen erfunden, da hat man auch noch dabei gesehen, endlich hat man die Lichter erfunden, die gar nicht geputzt werden, bei denen sieht man gar nichts! — Grade

so geht es mit unseren schriftstellerischen Lichtern auch; früher wurden sie mit den Fingern geputzt, da haben sie ihr Licht doch leuchten lassen; dann hat man sie mit der Scheere geputzt, trotzdem haben sie doch noch einen hellen Schein von sich gegeben; jetzt werden die geistigen Lichter gar nicht geputzt und jetzt erst sieht man, daß bei ihnen nichts zu sehen ist! — Sie geben nicht nur kein Licht, sie geben auch keinen Schein von sich!

Es ist traurig, daß es unsern Dichtern heutzutage gerade so geht, wie den Menschen überhaupt: die alten leiden an Jugendsünden und die jungen sterben an Alters-Schwäche.

Es hat einmal Jemand die Wiener Zeitung gelesen; da stand d'rin: Liste der Verstorbenen: Peter Zapfl, alt 78 Jahre, gestorben am Zahnfieber; Sebastian Stöpsel, alt 81 Jahre, gestorben an Liebesgram; Joseph Tappel, alt 17 Jahre, gestorben am Podagra; und Anton Stanzinger, alt 16 Jahre, gestorben an Lebens-Ueberdruß! — Dann las er: Liste der Neugebornen: Im Monat Jänner wurden geboren 362 Kinder! — Da rief der Mann aus: „Bei Verstorbenen steht immer wie alt sie sind, bei Neugeborenen niemals!" So könnte man wirklich auch sich wundern, daß nicht gleich in dem Geburts-Schein steht, wie alt jetzt der Neugeborne schon ist!

Es eilt Alles jetzt schon in frühester Jugend so schnell wie möglich, um eine gute Gelegenheit zum Tod zu erwischen, und da gibt es vielerlei Fuhrwerke! — Die Medicin ist der alte Landkutscher, die Krankheiten sind

Fiakers und Zeiselwägen, der Schlagfluß ist der Schnellzug zum Grab! — Der Weg zum Grab ist holprig, voll Gestrüpp und Löcher, und der Mensch sammt Heimaths-, Post- und Geleit-Schein fällt aus einem Loch in das andere. Um aus diesen Löchern glücklich herauszukommen, muß man entweder ein großer Philosoph oder ein verschlagener Speculant sein! — Sagen Sie mir, m. f. H. u. H.! wenn ein Philosoph und ein Geld-Speculant in ein Loch fallen, wie helfen sie sich aus dem Loche heraus? —

Das machen sie so: — der Philosoph stellt sich auf die eine Seite und philosophirt also: „Das ist ein Loch! Was schad't das?! Die ganze Welt ist ein Loch, die Erde ist auch ein Loch!" — So macht der Philosoph auf der einen Seite philosophisch Loch auf und Loch zu, auf der anderen Seite steht der Geldspeculant und macht auch Loch auf, Loch zu, und so durch das beiderseitig philosophisch-speculative Loch auf- und Loch zumachen ist aus dem anfänglichen Loch eine große Höhle geworden und so haben sich der Philosoph und der Geldspeculant mit Glanz aus dem Loch herausgezogen!

Bei dieser Gelegenheit, m. f. H. u. H.! erlaube ich mir, Ihnen zu erzählen, wie sich ein Humorist aus einem Loch herauszieht! — Ich wurde einmal in Ungarn eingeladen, vor dem Comitats-Stuhlrichter zu erscheinen. Wenn man in jener Zeit, vor 30 Jahren, zu einem Comitats-Stuhlrichter eingeladen wurde, mußte man sich vorher den Rücken gut decken! — Der Stuhl-Richter saß auf dem Stuhl, und für den Eingeladenen stand die

Bank da, um sich niederzulassen! — Der Stuhl-Richter sagte zu mir: „Saphir! — Sind Sie angeklagt von Herrn Edelmann so und so, — daß haben sich in der Zeitung lustig gemacht über Löcher in seiner Livrée; Livrée ist Edelmann — sind't sich Edelmann in Livrée beleidigt!“ — Ich machte ein vortreffliches Schlafsgesicht und antwortete in meinem flanellenen Tenor: „Gnädiger Herr! — Bitt ich um Verzeihung, sind Sie nicht gut unterrichtet; hab' ich mich nicht lustig gemacht über Livrée von Edelmann, hab' ich mich blos lustig gemacht über Löcher in der Livrée — wo aber ist Loch — ist nicht Livrée — und wo nicht ist Livrée, kann nicht sein Edelmann! — Und so hab' ich mich glücklich wie ein Philosoph aus dem Loch herausgezogen! —

Und so ist das ganze Leben nichts, als daß sich der Mensch aus einer Fatalität heraus und in die andere hinein zieht, daß er von Schein zu Schein in die Finsterniß geht, von Geburts-Schein bis Todten-Schein! Jeder für sich, nur beim Schuld-Schein begegnen sie sich, da sind alle Menschen Brüder!

Zu jedem Schuld-Schein sollte man eigentlich einen Trau-Schein und einen Geburts-Schein ausstellen, einen Trau-Schein für den Gläubiger, ob er trauen kann, und einen Geburts-Schein für den Schuldner, damit er nicht vergesse, wie alt die Schuld ist!

Die Schulden des Menschen sind wie die Kinder, so lange sie im Wachsen sind, verzehren sie ungeheuer.

Auch in anderer Hinsicht sind die Schulden wie die

Kinder, nur so lange man kleine hat, machen sie Einem Sorgen, wenn man sie glücklich groß gezogen hat, dann ist man durch, dann ernähren sie sich von selbst, ja sie verheirathen sich untereinander und zeugen Enkel und Urenkel.

Ja Schulden sind wie die Menschenkinder, nur die kleinen Schulden, wenn sie fallen, schlagen sich ein Loch in den Kopf, die großen Schulden, wenn sie fallen, die thun sich gar nichts, sie stehen, mir nichts dir nichts wieder auf, und ich stehe Ihnen gut dafür, sie stehen besser als früher.

Die Humanität hat in jeder Vorstadt Kleinkinder-Bewahranstalten, wie human wäre es, Kleinschulden-Bewahranstalten zu errichten, wie würden da die Eltern ihre Kleinen hereinschleppen! Nur beim Abholen würde Mancher sich verspäten.

Wenn irgend ein Humorist eine Vorlesung zum Besten einer Kleinschulden-Bewahranstalt gäbe, so hätte er doch etwas davon!!

Verschiedene Vorschläge zu Eisenbahnen; Erörterung der Frage, wie viel Pferdekraft braucht jetzt ein weibliches Herz, um eine männliche Roßnatur davon zu schleppen, wie kommen jetzt die Menschen über alle Semmeringe des Lebens, oder: da stehen die Ochsen am Berge.

(Humoristische Vorlesung, gehalten in Baden, zum Besten der unter dem Allerhöchsten Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter stehenden Kinder-Bewahranstalt.)

Unser Zeitalter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist das eiserne Zeitalter: zum Besten der Menschheit braucht man das Eisen nicht zu Schwertern, sondern zu Schienen, anstatt Pulverdampf hat man Kohlendampf, anstatt Feldzüge hat man Bahnzüge, anstatt Heerführer hat man Locomotivführer, Fechten würde man ganz verlernen, wenn man nicht manchmal vom Satan angefochten würde, auch das Schießen würde man ganz vergessen, wenn man sich nicht vorschießen lassen müßte, und von Patrontaschen wüßte man gar nichts, wenn jetzt nicht der Patron wäre, der in der Tasche hat!

Es herrscht jetzt ein ewiger Friede, der Krieg ist nicht mehr Mode, und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil die Menschen jetzt keinen Schuß Pulver werth

sind. Wenn sich jetzt Jemand erschießt, so ist das ein Beweis, daß er sich selbst überschätzt hat!

Ein ewiger Friede ist von großem Einfluße auf das schöne Geschlecht, denn der ewige Krieg hat viel Männer hingerafft, die der ewige Frieden wieder hergerafft; diese durch den ewigen Frieden hergerafften Männer müssen die Frauen durch den ewigen Krieg in der Ehe wieder hinraffen — das ist das Gesetz der Natur!

Es herrscht ein ewiger Friede! Sogar in der Ehe ist jetzt mehr Friede als früherhin, vielleicht aus eben dem Grunde, wie bei den Staaten. Nicht etwa darum ist unter den Eheleuten und unter den Staaten kein Krieg, weil sie keine Ursache dazu hätten, sondern Keiner traut sich anzufangen, weil in der Ehe und in den Staaten Alle schuldig sind!

Es gibt viel Männer, die mit viel mehr Muth in den wirklichen Krieg gehen, als in den Krieg der Ehe, und das ist natürlich: Im wirklichen Kriege wird der Feind geschlagen, wenn man ihn überrumpelt, im Kriege der Ehe fühlt man sich selbst erst dann recht geschlagen, wenn man die Frau überrumpelt; im wirklichen Kriege ficht Mann gegen Mann, im Kriege der Ehe ficht oft der Mann gegen die Frau und noch einen Mann!

Nur einen Vortheil hat der Krieg der Ehe vor dem weltlichen Kriege: den Vortheil der Auszeichnung; im Letzteren bekömmt nicht Jeder eine Decoration, im Kriege der Ehe bekömmt jeder Mann sogleich das

„eiserne Kreuz!“ Ueberhaupt ist in der Kriegskunst zwischen Mann und Frau zwar die Stärke auf der Seite der Männer, aber die Frauen sind bessere Anführerinnen!

Von den früheren und älteren Kriegstruppen findet man jetzt nur noch zwei Gattungen aus den Zeiten der Römer: unter den Müssiggängern die Legionen, und unter den Kaufleuten die — Schleuderer!

Das Eisen, m. f. H. u. H.! ist dazu gemacht, sich Weg zu bahnen, in Kriege durch die Brust der Menschen, im Frieden durch die Brust der Erde. Das Eisen muß man zu allen Laufbahnen im menschlichen Leben haben; will man in der großen Welt fortkommen, so braucht man eine eiserne Maske; will man in der kleinen Welt fortkommen, so braucht man eine eiserne Stirne; will man in der Zukunft fortkommen, braucht man ein eisernes Capital; will man in einem Processe fortkommen, so braucht man eine eiserne Hand; will man in der Liebe fortkommen, braucht man eine eiserne Ausdauer, und will man in der Ehe fortkommen, braucht man eine eiserne Geduld! Da das Eisen also im Leben eine so große Rolle spielt, würde ich einige neue Eisenbahnen vorschlagen, z. B. zuerst eine „Eisenbahn auf dem Proceßwege, vom Bahnhofe der ersten Klage bis zur letzten Station!“

An Feuerung würde es auf dieser Proceß-Eisenbahn nicht fehlen, denn erstens ist die Gerechtigkeit immer auf dem Holzwege, die Advocaten heizen ein,

und beide Parteien sammeln auch stets Jeder Kohlen auf das Haupt der Andern! Welche Vortheile hätte eine Eisenbahn auf dem Proceßwege! Erstens brauchte man keinen Omnibus, um hin zu kommen, denn bei einem Processe sitzt man vom Hause aus auf. Auch auf der Proceß-Eisenbahn hätte man drei Classen Wagen: grüne, gelbe, graue. Die ersten und zweiten Wagen sind Klage und Gegenrede; da wird Einem schon grün und gelb vor den Augen, und bis man in den letzten Wagen der Entscheidung kommt, ist man schon ganz grau! Die Proceßführer und die Locomotivführer sind sich gleich; wenn man ihren Pfiff hört, muß man aus dem Wege geh'n!

Die Processe, m. f. H. u. H.! sind vom Himmel selbst eingeführt worden; die Natur bringt alle Wesen nur durch einen Proceß hervor: durch den Proceß der Natur! Die Natur hat aber leicht Processe führen, die Natur dauert ewig, das ist keine Kunst, aber die Gerechtigkeit thut gerade das Entgegengesetzte von der Natur; die Natur in ihrem Processe verbindet Gegenstände, um neue hervorzubringen, die Gerechtigkeit zersetzt Gegenstände, um sie verschwinden zu machen. Die Natur ist ein großes Ganzes, welches sich aus der Vereinigung aller verschiedenen Materien ergibt; die Natur ist also eine vermischte Material-Waarenhandlung! Die Eigenthümlichkeit eines Dinges ist seine besondere Natur; ein Mensch also, der kein Eigenthum hat, hat gar keine Natur!

In der Natur gibt es eine Kraft, die der „Nisus“ heißt, das ist das Bestreben aller Körper, einer den anderen aus der Ruhe zu bringen. Das ist gerade wie die Natur der Ehe, das ist das Bestreben, Einer dem Andern Unruhe zu machen, das ist der Nisus, und dann wieder ein Bestreben, selbst gar keine Ruhe zu geben, das ist der Casus. Die Natur erhält sich aus den Elementen. Das Feuer ist das Princip der Thätigkeit, der bildenden und schaffenden Kraft. Darum sind unsere Jünglinge, die gewöhnlich kein Feuer haben, solche Müssiggänger und ohne Bildung, und darum machen die Frauen, die so viel Feuer haben, uns so viel zu schaffen. Das Wasser ist das Princip der Zusammensetzung und Verbindung der Körper, darum verbinden es die Gastwirthe mit Wein, darum behandeln die Aerzte viele Kranke mit Wasser, weil sie sich dadurch die Erben verbinden. Die Luft ist das Princip der Platzmachung, sie verschafft allen Dingen Raum, um ihre Verbindung zu vollbringen; darum sind alle unsere Verbindungen so luftig, darum sind unsere Courmacher solche Windbeutel, damit der Mann ihnen Platz machen soll. Die Erde endlich ist das Princip der Solidität, vermöge der festen Verbindung, die ihre Theile mit einander haben; und deshalb weil die Verbindungen auf Erden fest gemacht sind, werden die Ehen im Himmel geschlossen. Der gute Buffon, der die Erde als Princip der Solidität bezeichnet, meint gewiß unter der Erde. Die Erde ist solid, und deshalb sind wahrscheinlich die

Männer so solid, weil sie aus der Erde: aus solidem Stoffe gemacht sind; die armen Frauen aber sind aus keinem solchen soliden Stoffe gemacht, sie sind aus dem Manne gemacht, wie sollen sie da solid sein?

Alle Reiche der Natur, m. f. H. u. H.! geben der Natur die Elemente zurück, die sie von ihr empfangen haben, nur der Mensch gibt nichts zurück, das ist sein Element!

Die Natur, m. f. H. u. H.! ist eine Schriftstellerin und noch dazu eine schlechte Schriftstellerin, denn ihr bestes Werk, ihr allerbestes Werk ist — der Mensch!

Dieses Werk der Natur, voll Druck- und Sinn-Fehler, erschien zuerst in Crudo, dann wurde es brochirt in ein Feigenblatt, dann als die Bildung weiter überhand nahm, wurde es in Thierfelle geheftet, erst als die Civilisation die höchste Blüthe erreichte, wurde dieses Werk steif gebunden mit eisernen Spangen.

Die ganze Erde, m. f. H. u. H.! wird jetzt in eiserne Spangen gelegt! Um dieses große, runde Stückfaß der Erde legt der Mensch eiserne Reifen, weil er fürchtet, daß sie auseinander fällt!

Der Mensch zapft die Erde auf allen Seiten ab, er glaubt, sie habe die Wassersucht! Der Mensch zapft die Erde aus, er bohrt sie aus, er höhlt sie aus, um sie zuletzt — mit sich selbst auszufüllen!

Das ganze Leben des Menschen ist nichts als eine Eisenbahn! Die Wiege ist der Bahnhof, das Grab ist

die letzte Station! Das ganze menschliche Dasein ist durch eiserne Gewalt gebunden! Glauben Sie, m. f. H. u. H.! der Mensch wird gern geboren? Keine Idee! Er sträubt sich genug dagegen, mit Händen und Füßen, und stellt sich auf den Kopf, und will nicht in die Welt, aber es nützt ihm nichts, er muß *hinaus*! Wie der Mensch auf die Welt kömmt, schreit er, das Klima ist ihm noch ganz fremd! Früher sagte man: Er erblickt das Licht der Welt, jetzt sagt man: Er erblickt die Finsterniß der Welt, und der Schmerz macht ihn ganz sprachlos! Und so lebt der Mensch siebzig Jahre! Denn glauben Sie mir, m. f. H. u. H.! die Bestimmung des Menschen war von jeher, nicht mehr als siebzig Jahre zu leben, auch im Paradiese war die Bestimmung des Menschen, nur *siebzig Jahre zu leben*, allein wegen Mangel an ärztlicher Hilfe konnten sie im Paradiese ihre Bestimmung nicht erfüllen, und so vermehrt jeder Neugeborne die Personen-Frequenz auf der Eisenbahn des Lebens!

Auf der Eisenbahn des Lebens ist es, wie auf der wirklichen Eisenbahn, je *flacher* das Leben, desto schneller geht die Fahrt, die Höhen und die Erhabenheiten des Weges machen die Schwierigkeiten! Es gibt im menschlichen Leben viele Semmeringe, die schwer zu übersteigen sind, viele finstere Tunnels müssen durchbrochen werden, und viele Ein- und Abschnitte hindern und verdunkeln den Weg!

Auf der Eisenbahn des Lebens ist das Schicksal

Director, das Glück der Ingenieur, der Zufall der Conducteur, die fünf Sinne die Locomotivführer, die Leidenschaften die Heizer, Vernunft und Geist die Bahnwärter, allein trotz Allem dem ist Unglück und Schaden nicht stets zu vermeiden, und dennoch muß man im Waggon des Lebens bleiben, wenn Unglück droht und Gefahr, und wer früher aus dem Wagen springt, bevor an der Station gerufen wird: „Jetzt steig' aus!" dem wird Leib und Seele völlig vernichtet!

Der Tod, m. f. H. u. H.! ist nichts als der Ausweichungsplatz auf der Eisenbahn des Lebens. Aber nur während der Fahrt, m. f. H. u. H.! sind die Passagiere verschieden, und es gibt eine erste, zweite und dritte Classe; wenn man aber auf der letzten Aussteig-Station angelangt ist, sind alle Classen gleich, da werden Grüne, Gelbe und Graue eine Farbe bekommen, denn im Himmel und in der Hölle sind alle Menschen gleich, im Himmel hat jeder seinen Stern und in der Hölle geben alle Bäume gleiches Brennholz!

Darum soll der Mensch Eisenbahnen bauen für die Erde und für den Himmel, denn auf Erden ist nur der Unterbau, im Himmel aber ist der Oberbau!

Wie wohlthätig, m. f. H. u. H.! wäre wieder eine Eisenbahn von der Wohlthätigkeit bis zur Dankbarkeit!

Diese Straße muß so schlecht sein, daß sie jetzt gar nicht befahren wird! Es gibt zur Ehre der Mensch-

heit noch mehr wohlthätige Menschen als dankbare Menschen in der Welt!

Die Freundschaft ist die Geschichte des Herzens, die Liebe ist die Fabel des Herzens, der Ruhm ist das Prunkzimmer des Herzens, die Hoffnung ist die Bildergallerie des Herzens, die Poesie ist die Begeisterung des Herzens, die Dankbarkeit aber ist die Religion des Herzens!

Aus Dankbarkeit gegen das Licht rang sich die Erde aus dem Chaos, aus Dankbarkeit gegen den Frühling treiben die Blumen aus der Erde, aus Dankbarkeit gegen die Sonne baut auf den Wolken sich ein Regenbogen, und aus Dankbarkeit gegen den Wohlthäter Schlaf wimmeln die bunten Träume aus dem Mantel der Nacht! Jeder Traum, m. f. H. u. H.! ist ein Dankgebet an den Retter in der Noth, an den Schlaf! Der Traum ist der Turnierplatz der Hoffnungen, der Wünsche und der kühnsten, verwegensten Plane!

In jedem Menschen, m. f. H. u. H.! ist eine Niederlage von verschiedenen Werkzeugen für die andern Menschen; der Verstand ist der Bohrer, mit dem er ihn anbohrt; die Klugheit ist der Hammer, der den Nagel auf den Kopf trifft, der Scharfsinn ist der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewissem Wege heraus; die Ausdauer ist das Stemmeisen, sie setzt Alles durch, wenn sie sich anstemmt; die Wohlthätigkeit ist der Schlüssel zu allen Herzen und die Dankbarkeit ist der Nachschlüssel, der da hinein paßt, wo die Wohlthat ein Herz geöffnet hat!

Von dem Herzen zu den Herzen führen verschiedene Eisenbahnen: die Liebe, die Ehe u. s. w. Auf der Eisenbahn der Liebe muß man sehr Acht geben beim „Wechsel“, und auf der Eisenbahn der Ehe geht Einem leider oft das Feuer aus! Wenn auf der Eisenbahn der Ehe das Zeichen mit dem Horne gegeben wird, ist Zeit zum Abfahren!

In einem Puncte steht diese Eisenbahn der Ehe der wirklichen sehr nah, man weiß nämlich nicht, bei welcher Direction man seine gegründeten Beschwerden anbringt!

Auf der Bahn von einem Männerherzen zu einem Frauenherzen wäre auch eine atmosphärische Luftbahn sehr zweckmäßig, da die Männer so viel Wind machen und ihre Liebe blos in der Luftröhre wohnt!

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H.! die erste Ehehälfte des Mannes, Eva, hieß nicht Frau, nicht Weib, nicht Gattin, nicht Gemahlin, nicht Gesponsin, sie hieß Gehilfin! Der Himmel sah, daß der erste Mensch ohne weibliches Wesen ein unglückliches, unbehilfliches Geschöpf bliebe, und er sagte zu dem ersten weiblichen Wesen: „Geh', hilf ihm!“ Jetzt heißt die Frau nicht „Gehilfin“, denn dem Manne ist nur geholfen, wenn sie geht!

Die Frauen schätzen die Männer gerade so wie jeden andern Modeartikel: Eva hat etwas auf ihren Mann gehalten, weil er modern war, eine neue Mode, sie hat den ersten Mann gehabt, den man getragen hat,

allein jetzt ist ein Mann schon eine alte Mode, da hat schon jedes gemeine Weib einen Mann, da schätzen sie ihn nicht mehr!

Warum war Adam der glücklichste Ehemann der Welt? Weil er keine Schwiegermutter hatte, er war selbst sein eigener Schwiegervater und seine eigene Schwiegermutter!

Kein Theater-Director soll eine Künstlerin engagiren, die eine Mutter hat, und kein Jüngling soll Tochter und Mutter heirathen. Vor der Hochzeit soll der Bräutigam der Mutter die Cour machen, als ob sie seine Frau werden sollte, und nach der Hochzeit sekirt sie ihn, als ob er ihr Mann wäre!

In der Ehe herrschen drei Rechte; die Frau und der Mann gegeneinander üben das Kriegsrecht, die Frau mit dem Hausfreunde das Privatrecht, und der Mann mit dem sonstigen ganzen Frauenvolke das allgemeine Völkerrecht!

Daß die Ehe ein Krieg ist, geht schon daraus hervor, daß schon bei der Hochzeit beide Theile sich um einen Beistand umsehen! Die Flitterwochen haben bei den Männern ganz abgenommen, allein was sie an den Flitterwochen abschneiden, das ersetzen sie an den — Flegeljahren!

Zu 25 Jahren feiert man die silberne und zu 50 Jahren die goldene Hochzeit; die Männer betrachten die Jahre der Ehe wie Stockstreiche, und da sind

sie nur glücklich, wenn sie 25 oder 50 glücklich überstanden haben.

Ich freue mich auf nichts als auf die „Luftbahnen“, denn da alle meine Besitzungen in Luftschlössern bestehen, so wird mir eine Bahn dahin sehr willkommen sein!

Wir Schriftsteller reden so viel in die Luft hinein, daß es Zeit wäre, unsere Reden einmal in die Luft hinein wegzuführen!

Wie wohlthätig und nothwendig, m. f. H. u. H.! wäre in einem Badeorte nicht eine Eisenbahn auf dem Wege der Geselligkeit, von einem Curgaste zum andern!? Da sie gar kein Motiv zusammenbringen kann, vielleicht brächte sie ein Locomotiv zusammen! In unsern Badeorten studirt man die Fadheit am „Ursprung“ und die Langeweile an der Quelle!

Wie, m. f. H. u. H.! unterscheidet man die Curgäste, die trinken, von den Curgästen, die baden? Die Curgäste, die trinken, sind inwendig naß und auswendig trocken, und die Curgäste, die baden, sind auswendig naß und inwendig trocken.

Wer ist schuld an den vielen Regen und an der nassen Witterung in diesem Jahre? Die Curgäste! Unser Herrgott läßt immer regnen, und da sie doch immer trocken bleiben, so wascht er ihnen den Kopf.

Wenn man die Leute so im Parke herumgehen sieht, muß man gestehen, daß sie sehr dankbar für die Heilkraft der Badner Quellen sind, denn der wahre Dank ist stumm!

Wenn man Mittags im Parke geht, so weiß man wirklich nicht, werden die Leute so melancholisch von der Musik, oder wird die Musik so melancholisch von den Leuten!

Im Parke gibt es wie auf der Eisenbahn drei Classen: die erste Classe sind die Banquiers, die eine Bank suchen, die kommen um halb Zwölf, nehmen alle Bänke schweigend in Besitz, die haben Sitz und keine Stimme; die zweite Classe kömmt nach Zwölf, die sagen nur: „Es ist keine Bank mehr leer!" Die haben Stimme und keinen Sitz; dann gegen Eins kommt die dritte Classe, die schweigen und gerne zuhören, wie die Andern schweigen, die haben keinen Sitz und keine Stimme; die gehen wie die Ahnfrau „tonlos nach Hause". Es gibt überhaupt in jeder weiblichen Badegesellschaft drei Classen, wie bei den Eisenbahn-Billeten: grüne, gelbe, graue. Die „grünen", das sind die unzeitigen Frauenzimmer, die entweder noch am Mutterzweige hängen oder frühzeitig abgefallen sind, und die gerne haben möchten, daß man Aufhebens von ihnen macht; diese erste Classe verbietet den Männern manchmal das Rauchen; dann die „gelben", das sind die herbstlichen Frauen auf dem Baume des Lebens, bei dieser zweiten Classe darf man rauchen, so viel man will; und die grauen gehören gewiß in die letzte Classe!

Im Parke macht Niemand das Maul auf, nur der einzige Aeskulap oben im Tempel reißt das Maul ge-

waltig auf, als wollte er sagen: „Die Langeweile im Parke ist gesund, das ist parkettirte Langeweile!

Unsere Frauen nehmen von Wien gern Alles mit heraus, alle ihre Manieren und Unmanieren; ich muß nur lachen, wenn ich in Baden Frauen begegne, die ihren Bedienten hinter sich her gehen lassen, wie auf dem Graben in Wien. Da denk' ich mir immer, die lassen einen Bedienten nach sich gehen, damit sie doch sagen können: da geht mir immer Einer nach!

Ueberhaupt kann man sehen, wie sehr Luxus und Hoffart selbst in den untersten Ständen um sich gegriffen haben, manche Bediente gehen gar nicht aus, ohne aus Hoffart eine elegant gekleidete Frau vor sich her gehen zu lassen!

Die Bedienten haben aber Recht, daß sie in Baden eine Frau zuerst gehen lassen, sie lassen probiren, ob sie es auf dem Pflaster aushalten, dann wagen sie es selbst auch.

Es ist eine bekannte Sache, daß ein schlechtes Pflaster die Füße verdirbt, und darum ist's in Baden natürlich, daß die Gesellschaft auf so schlechtem Fuße miteinander steht. Jedoch ich will mit dem Badner Pflaster nichts anfangen, das ist selbst mir zu spitzig! Die Eisenbahn-Direction hätte gewiß schon längst eine Eisenbahn über dieses Pflaster angelegt, allein der Boden ist zu ungleich, bald hoch, bald niedrig, Berg und Thal!

Für den Deutschen, m. f. H. u. H.! ist die Eisenbahn eine gute Erfindung, eine Erfindung der Kunst,

nicht zu spät zu kommen, denn fünf Dinge kommen in der Welt zu spät: die Reue, die Feuerspritzen, die guten Gedanken, die Belohnung der wahren Verdienste und der Deutsche selbst. Der Deutsche kömmt immer zu spät! Der Deutsche überhaupt, m. f. H. u. H.! ist in wenig Worten characterisirt: das deutsche Volk ist ein Volk, von dem die Männer Schmidt oder Müller heißen, die Frauen Kathi oder Nani, das deutsche Volk ist gründlich gelehrt und gründlich durstig, es lebt von Philosophie und Sauerkraut, es glaubt an den Kölner Dom und an die „allgemeine Zeitung!" Der Deutsche hat großen Respect vor Todten, auf die Lebendigen wirft er Steine, auf die Todten setzt er Steine und Monumente, und in hundert Jahren wird Deutschland aussehen wie ein Stachelschwein.

Der Deutsche hat drei große Dinge erfunden! Aber auch zu spät! Er hat das Pulver erfunden, man schießt nicht mehr; er hat die Uhren erfunden, und man weiß nicht, wie viel es geschlagen hat; er hat die Buchdruckerkunst erfunden, und es wird nichts mehr gedruckt! Deutschland hat dreißig Millionen Einwohner, ohne französische Gouvernanten, falsche Engländer und Salamimänner; für die Bildung der Deutschen sorgen dreißig Universitäten, 361 Gymnasien, 884 Professoren, das Zuchthaus in Dresden, das runde Haus in Wien, die Eselanstalt im Taunusgebirge, und die allgemeine Verordnung der Maulkörbe für herrenlose Hunde!

Der Deutsche ist nur grob im Reden, in der

Schriftsprache ist er höflich und bescheiden, er schreibt „ich" und „wir" mit kleinen Anfangsbuchstaben, „Ochs" und „Esel" mit großen Buchstaben. Der Deutsche ist ein Muster im Hinauswerfen, er wirft jetzt auch alle „ph" aus der Sprache hinaus, und wenn er eine Sache nicht versteht, so erfindet er ein neues Wort dafür. So hat er auch das Wort „Bewußtsein" erfunden! Keine Sprache der Welt hat eine solche genaue Bezeichnung für jenes Gefühl; als die deutsche in dem Worte „Bewußtsein", d. h. das Verdienst ist sich bewußt, daß es, so lange es sein wird, nichts haben wird!

Es ist eine traurige und vielleicht auch kitzliche Bemerkung im Leben, m. f. H. u. H.! die Strafe folgt dem Verbrechen auf dem Fuße, die Belohnung aber folgt dem Verdienste zu Fuß oder gar nicht! Es ist höchst sonderbar, das Verdienst kömmt gar nicht von der Stelle, und doch holt sie die Belohnung nicht oder selten ein!

Es wäre also auch eine schöne Unternehmung, eine Eisenbahn zwischen dem Verdienste und der Belohnung anzulegen; das wäre ein sehr glorreicher Bau!

Eine Eisenbahn muß gut gebaut sein, auch ich muß gut gebaut haben, denn mir fällt nun nichts mehr ein!

Conversations-Lexikon der Ohnmacht.

Wenn die Diebssprache ihre Grammatik, das Kauderwelsch sein Wörterbuch, das Snadahüpfel-Deutsch seinen Adelung hat, warum sollen die „Ohnmacht" und die „Mittelmäßigkeit" nicht auch ihr „Conversations-Lexikon" haben? In unserer Kunst, in unserer Geselligkeit, in unserer Conversation ist es ja die „Mittelmäßigkeit", die sich an die Spitze stellt, die „Ohnmacht", die sich als Präsidentin gerirt.

Aber die Schriftgelehrten unserer Zeit, die Weisen der Kritik, die Cornaks der Journale haben ein eigenes Lexikon, sie haben eigene Wortformulare, besonders arrogante Ausdrücke, absonders geschnitzte Redensarten, welche ganz sonderbar klingen und lauten, und die dem Uneingeweihten in der Sprache der „Ohnmacht" und „Mittelmäßigkeit" ganz unverständlich und mysteriös vorkommen.

Durch langjährige Uebung und Bekanntschaft mit den deutschen Journalen und Kritikern, diesen Advocaten der „Mittelmäßigkeit" und der „Ohnmacht", ist es mir gelungen, einige der gangbarsten „Worte und Ausdrücke" aus den Sprach- und Schreib-Feldern der Mittelmäßigkeit zu sammeln und dem Leser mitzutheilen. Für angehende Recensenten, d. h. für dumme Jungen, die nichts ge-

lernt haben, die aus der Schule gejagt, von der Pudel entlassen oder von dem Handwerke ausgestoßen worden sind, dürfte ein solches „Conversations-Lexikon“ vom größten Nutzen sein, da dadurch ihnen das Metier bedeutend erleichtert wird.

Wir werden diese „Ausdrücke“ und „Sprachformeln“ mehr nach der allgemeinen Begriffsbestimmung, Brauch- und Verwendbarkeit als nach ihrem Wortbau und sprachlehriger Eigenschaft mittheilen, denn wir wissen ja, daß man „25 Jahre lang recensiren“ kann, ohne von der „Sprachlehre“ eine Idee zu haben, und daß man ein Vierteljahrhundert lang in Journalen salbadern und abgeschmacktes, elendes Zeug als Referat-Melange aussieden kann, ohne den Dativ vom Accusativ unterscheiden zu können. Bloß für dumme Recensenten, die gerne mit d'rein reden, die aber aus angebornem Talente nichts verstehen oder die aus Berufsgeschäften nicht Zeit haben, ihre Dummheit auszubilden, die also bloß aus glücklicher Naturdummheit Kritiker und Journalist geworden sind, für diese mögen hier einige der am meisten anwendbarsten Nenn-Formen und Satz-Bildungen der Ohnmacht und Mittelmäßigkeit angeführt werden, die für sie zu Nutzen und Erleichterung dienen können.

„Achtbares Talent, höchst achtbares Talent“.

Dieses Ausdruckes bedient man sich, wenn man selbst nicht weiß, wie man seine eigene Armuth des Ausdruckes oder die Armuth des Ausdruckes der Person, von der man spricht, ausdrücken soll. Ein „achtbares Ta-

lent“ war vor zwanzig, dreißig Jahren ein Ehrentitel, es war eine Seltenheit, jetzt heißt der Ausdruck: „Ein achtbares Talent“ gerade so viel als: „Ein Alltagsmensch, ein ganz talentloser Kerl“. „Achtbares Talent“ ist der wohlfeilste Ausdruck, man bekömmt ihn um eine Mundsemmel a prix fix: ja, ich habe auch schon bei ganz elenden Individuen den Ausdruck „höchst achtbares Talent“ mit Glück anwenden sehen.

„Allumfassendes Talent

nennt man ein Talent, welches in gar kein Fach paßt, folglich für alle Fächer ein gleich umfassendes, ergo all-umfassendes Talent besitzt. Man bedient sich dieses Ausdruckes auch der Kürze halber, wenn man sagen will: Dieser oder Diese haben in dieser Rolle oder in dieser Schrift so überall hin- und hergetappt, haben bald dies, bald jenes erfaßt und angefaßt, ohne eigentlich von einem eine rechte Idee zu haben, da er oder sie, wie es scheint, nirgends heimisch ist und zu nichts einen entschiedenen Beruf hat, sondern überall und in allen Fächern fremd und bodenlos scheint u. s. w. — Da dieses all' zu lang ist, so bezeichnet man es viel kürzer und bequemer: „Ein allumfassendes Talent“.

„Blühende Diction“

wird gewöhnlich von einem Drama geschrieben und gesagt, welches keine Handlung hat, keine Situationen bringt und keine Charactere malt. „Blühende Diction“ ist die rothe Wange der dramatischen Schwindsucht. „Blühende Diction“ ist die Ausrede sich entschuldigen

lassender dramatischer Wirksamkeit; blühende Diction ist der Passirschein der durchgegangenen Stoffhaltigkeit, das Stück hat eine „blühende Diction", sagt der Parterrist und erspart sonst was zu sagen; das Stück hat eine „blühende Diction" sagt die Dame in der Loge, und braucht sonst nichts zu sagen; der Autor besitzt eine „blühende Diction" sagt der Recensent, und braucht sonst nichts zu sagen; da weiß man schon, das „Stück" ist durchgefallen, die „Diction" hat sich für ihre Person aber gerettet und auf den Bretern im Niveau des Souffleurlochs erhalten.

„Begabter Darsteller"

sagt der Recensent, wenn er vom „Darsteller" begabt worden ist; er trägt die Begabung von sich dankbar wieder auf den Darsteller zurück. Da Alles, was der Mensch besitzt: Hand, Fuß, Nase, Sprachwerkzeuge u. s. w. eine Gabe des Himmels ist, und jeder Schauspieler in gewisser Beziehung auch ein Mensch ist, so ist gewissermaßen jeder Schauspieler ein „begabter Darsteller"; da aber nicht jeder „begabter Darsteller" aus jedem Recensenten einen „begabten Recensenten" macht, so gehört zum „begabten Darsteller" allerdings auch eine eigene Begabung: die Begabung der eine zweite Person begebenden Begabung.

„Brauchbares Mitglied".

Wenn man etwas Bares braucht, und es beim Mitglied findet, dann ist dieses Mitglied ein „brauchbares Mitglied".

„Coloratur-Nachtigall".

Eine der ältesten Schablonen der sogenannten Concert-Markköre, wenn sie einmal eine geistreiche Abwechslung an Ausdruck bieten wollen. Wenn ein solcher Veteran-Concert-Makör sich Jahre lang in den geistreichen Ausdrücken bewegt hat: „Ihr Vortrag ließ nichts zu wünschen übrig" oder: „Was sollen wir noch von ihrem Vortrage wünschen?" oder, um die Sache noch pikanter zu machen: „Könnte man denn einen besseren Vortrag wünschen?" Dann, dann wenn dieser große Concert-Herodes einmal eben so geistreich als graziös, eben so neu als pikant sein will, wenn er einmal das Nestroy'sche „Verfluchte-Kerl-Gefühl" loben will, schreibt er den Ausdruck nieder:

„Coloratur-Nachtigall!"

gibt sich selbst beim Niederschreiben einen Kuß, fragt dann am andern Tage die Freunde beim Schwarzen: „Haben Sie gelesen: „Coloratur-Nachtigall?" Nicht wahr, gut? Sehr gut! Ja, ich hab' selbst so lachen müssen, wie ich's niedergeschrieben hab'!"

„Characteristische Composition".

Diese Phrase ist eine der beliebtesten Schnupftücher, in welche sich die Unwissenheit der musikalischen Referenten hineinräuspert. Der Ausdruck: Das ist eine „characteristische Compositon" ist unantastbar; hinter dieser Allgemeinheit steckt die Urtheilslosigkeit sicher, man kann ihr nichts anhaben. In dieser Beziehung sind die musikalischen Referenten glücklich! Die können fünfund-

zwanzig Jahre lang dieselbe abgeschmackte, lederne, stehende Patronen-Schmiererei bringen! Ich habe einen Concert-Referenten gekannt, der so lächerlich dumm war, über mehrere zu gleicher Stunde stattgefundene Concerte selbst zu referiren! Er schickte nämlich einige Handlanger in die andern Concerte, die brachten ihm den Mörtel, er goß sie in seine Schablone, in seine hölzerne Ziegelform und schrieb seinen Namen d'runter. Zu solcher albernen und widersinnigen Höhe der Kunst hat's doch ein anderer, als ein Concert-Referent noch nicht gebracht, das ist auch eine „characteristische Composition“.

„Dramatischer Gesang“.

Wenn einer Nachtigall, oder einer Lerche, oder einer Dohle die Stimme ausgegangen ist, wenn sie keinen Ton mehr im Halse hat, aber doch genug „Metall“ für die den Recensenten vorzusingende Cavatine: „Geld, ich hab' Talent?“ Dann lies't man die Phrase: Das ist eine Künstlerin mit „dramatischem Gesang!“

„Durchdrungenheit“.

Wenn der Darsteller bei der Declamation so agirt, daß das Haar auf seinem Kopfe sich sträubt und die Zehen des Fußes mitzittern, dann ist er gewiß von seiner Rolle ganz erfüllt, und das nennt man: Durchdrungenheit.

„Gesinnung“.

Wenn ein Autor weder Styl noch Geist hat, weder

Form noch Gedanken, weder Witz noch Gründlichkeit, und man ihn doch als einen großen Mann auf den Schild heben will, so hat er:

„Gesinnung".

Diese „Gesinnung" wurde zuerst auf der Leipziger Messe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommée-Flanell in den Norden über, scheint aber nicht mehr lang gäng' und gebe zu bleiben.

„Innerlichkeit".

Wo einer Darstellerin alle und jede Aeußerlichkeit fehlt, wenn sie in der Kunst keinen großartigen Geist entwickelt, im geselligen Leben roh, grob und ungeschlacht ist, und weder Herz noch Gefühl für Armuth und Wohlthätigkeit hat, dann hat dieses Individuum:

„Innerlichkeit",

und da „in's Innere der Natur" kein menschlicher Geist dringt, so ist diese „Innerlichkeit" ein sammtener Ueberwurf über die kotzengrobe „Aeußerlichkeit" des Individuums.

„Ruhiger Recensent".

Ein Schaf, das bis in's hohe Alter ein Lamm bleibt. Ein „ruhiger Recensent" wird derjenige genannt, der allseinlebtag noch nicht Anlaß gegeben hat, daß man ihn für geistreich, oder sein Urtheil für gründlich, oder seinen Styl für bemerkenswerth gehalten hätte. Ein „ruhiger Recensent" ist ein Recensent, der fünfundzwanzig Jahre lang eine und dieselbe Misere mit dem Aufwande von zwanzig, dreißig stehenden, friedlichen, engzugeschnittenen

Camisol-Redensarten bespricht, und noch nie Veranlassung gegeben hat, daß Mozart und Gluck ihm widersprochen hätten. Ein „ruhiger Recensent" ist ein Löwe in Gestalt eines Müller-Pegasus, ein Herkules mit einer Fliegenklatsche, ein Geschicht-Schreiber mit einer Piquet-Kreide, ein grundfriedlicher Mensch, der sich seine Recensionen mager ausstaffirt, und sie aschfarb anröthelt. Vive!

„Tendenz"

ist die Essigflasche, die man dem ohnmachtgewordenen Talente unter die Nase hält! Tendenz ist die „Krücke" für lahmgewordene Bühnendichter. „Tendenz" ist die „geschwollene Bauchwassersucht", die sich für einen „interessanten Zustand" ausgeben will.

„Wacker!"

„Wacker! Wacker! Das ist ein wackerer Künstler! Eine wackere Künstlerin! Ein wackerer Schriftsteller! Ein wackerer Kritiker!" Das sind schon die Haderlumpen der Kritik! Den Fetzen „Wacker" wirft man jeder armseligen Erscheinung um die Blöße, für die man in der Geschwindigkeit kein barmherziges Kleidungsstück findet. Im Artikel „Wacker" wird wacker gearbeitet!

„Ziemlich".

Die kleinste Scheidemünze des Ungeschickes im Ausdrucke, auf welche der arme Leser gar nichts mehr herausgeben kann!

„N. N. hat ziemlich gut gespielt!"

Elender Nothpfennig der schreibenden Armuth!

- „Zur Zufriedenheit".

Heißt gewöhnlich „zur Zufriedenheit des Spielers", wodurch der Darsteller den Spieler zufrieden stellte, bleibt inbianco!

Die Emancipation der Strohhüte.

Enigme.
„On me porte sur la tête,
On me nomme: chapeau
Devine grosse tête!"

O schöne gold'ne Zeit, o verlornes Paradies, in welchem man zur Glückseligkeit nichts brauchte, als eine Strohhütte und ein liebendes Herz! Und doch gab es dazumal keine Feuer-Assecuranzen, wo man sich die Strohhütte, und keine Lebens-Assecuranzen, wo man sich das liebende Herz hätte versichern lassen können!

Nicht einmal auf dem Theater sieht man eine Strohhütte, nicht einmal in der Komödie sehen wir mehr ein liebendes Herz!

Nur auf den Köpfen des schönen Geschlechts sieht man im Sommer die schäferlichen Strohhütten, aber von dem liebenden Herzen weiß man nichts Officielles, und da nur der liebe Himmel in's Innere der Menschen schaut, so können wir nicht sagen, ob das schöne Geschlecht zu diesen Strohhütten auch noch liebende Herzen trage!

Wir halten uns an das, was wir sehen, an die schäferlichen Strohhütten und Strohhüte auf den Häuptern unserer Schönen, und schließen vermöge der Regula de tri von dem Dasein der gegebenen Schönen und der gegebenen Strohhütte auf die Existenz des unsichtbaren Dritten: des liebenden Herzens.

Ein Frauenzimmer in einem Sammthut macht einen Eindruck auf mich, wie eine Winterlandschaft; ein Frauenzimmer in einem Seidenhut ist ein Frucht- und Sommer-Stück; und nur ein Frauenzimmer in einem Strohhut ist ein Frühlingsgemälde. Ein Mädchen in einem Strohhut besiegt den Feind in zwei Stunden schneller, als eines in einem Seidenhut, und ein Mädchen in einem Sammthut braucht zweimal so viel Augenpulver und Liebesgeschütz zu ihren Eroberungen, als eines in einem Seidenhut.

Der magnetische Rapport des Stroh's mit dem Herzen der Männer beruht zwar auf einer dunklen Kraft der Natur, allein sie ist so wahr, und so begründet, wie nur irgend etwas in der Kraft des Magnetismus. Schon daß das Stroh eben so schnell Feuer fängt als das Männerherz, spricht für die geheime Affinität ihres Urwesens; schon das, daß ein Mädchen, wenn es Gefahr läuft, ganz in dem Meer der Vergessenheit zu ertrinken, nach dem ersten besten Männerherzen greift, beweist die Strohhalm-Natur dieses Männer-Herzens!

Und nun von dem Stroh im Herzen auf das Stroh im Kopf zu kommen.

Die weise Natur hat einmal jedem Menschen eine Portion Stroh in den Kopf gelegt; aber bloß um die gesammelten Früchte und Kenntnisse darin weich zu betten und einzuschlagen. Wenn nun manche Menschen weder solche Früchte brocken, noch sie sammeln, auch sonst nichts an Erfahrungen und Beobachtungen in diesem Stroh aufbewahren, so bleiben sie im Zustande der schöpferischen Natur: reine Strohköpfe, Natur-Strohköpfe; diejenigen hingegen, die dieses Stroh zu jener Emballage verwenden, zu welcher es bestimmt ist, das sind die angewandten Strohköpfe.

Wir sind also Alle mehr oder minder Strohköpfe, mit dem Unterschiede, daß nicht alle Weizen- und Korn-Stroh, sondern bloß Dünkelstroh im Kopfe haben, und den Dünkel selbst außen zeigen.

Da wir also Stroh im Kopfe haben, warum geniren wir uns, Stroh auf dem Kopfe zu haben? Ist äußeres Stroh verwerflicher als inneres Stroh?

Im Gegentheil, die gesunde Vernunft gebietet, im Sommer Strohhüte zu tragen; denn durch den Strohhut, durch diese obere Strohschichte, schützen wir die untere vor Brand und Sonnenstich.

Wir lassen den Damen sonst so ungerne einen Vorzug vor uns, warum lassen wir ihnen die kühlenden, schützenden, schattenden Strohhüte? Warum sind wir ihnen vis-à-vis bloß filzig?

Laßt uns von uns werfen diese grausame Fessel des gewöhnlichen Schlendrians, laßt uns im Sommer

wegwerfen diese aufgestülpten Brutöfen, diese geleimten schweißtreibenden Mittel, diese drückenden, schweren Brennhüte:

„Laßt uns Strohhüte tragen!"

„Strohhut oder nicht Strohhut?" das ist die Frage! Ist es besser zu braten, zu schwitzen, zu glühen, wie ein gesottener Krebs, und die Stirne gepreßt zu haben von den ledernen Rändern, oder Waffen zu ergreifen gegen die alberne Sitte des Tages, Strohhüte zu tragen, leicht, schattengebend, kühl, uns zu beschützen vor Kopfweh!? Kopf? Stroh? Vielleicht Beides? Da liegt der Hund begraben!"

Laßt uns stark sein, schämen wir uns des Strohes nicht!

Oder sollte es wirklich sein, daß wir so engherzig sind, so engbrüstig, und wir wollten auf Bequemlichkeit, Comfort, Gesundheit u. s. w. verzichten, weil Fiaker's auch Strohhüte tragen! Ich, meinerseits, ich schäme mich nicht, auch von einem Fiaker etwas zu lernen, wenn es klug, anständig und bequem ist. Und trägt denn kein Fiaker einen Filzhut?

Und mit diesem Kniff, womit man Kinder schreckt, sollte man uns abschrecken, zu unserem Wohlbehagen, zu unserem Vergnügen, zu unserer Gesundheit Strohhüte zu tragen?

Nein, damit fängt man Gimpel, nicht kluge Vögel! Also

Laßt uns Strohhüte tragen!

Die erste allgemeine Stände-Versammlung in der Arche Noa,

oder:

Wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben?

(Humoristische Vorlesung, gehalten zu Baden am 16. Juli 1848.)

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! hat Gott ganz allein für sich selbst erschaffen: Erde, Himmel, Bäume, Meer u. s. w.; nur als er den Menschen erschaffen wollte, hat er seine verantwortlichen Minister, die Engel, zu Hülfe genommen und gesagt: „Wir wollen einen Menschen machen." Warum? Weil er gewußt hat, der Mensch wird nichts nutz werden, und er kann dann die Schuld auf's Ministerium schieben. Und der Mensch ist wirklich so unzweckmäßig, wie nur irgend ein Ministerial-Beschluß, aber leider haben damals die Minister ihre Beschlüße nicht so geschwind zurückgenommen wie jetzt, und der Mensch ist geblieben wie ein Ministerial-Beschluß; eine siebzigjährige Calamität, die am Anfange nicht gehen kann und am Ende aus Altersschwäche begraben wird.

Alle Ministerien waren mit der Ausfertigung des Menschen beschäftigt; der Minister des „Aeußern" war mit der Vertheilung der Schönheit beauftragt; wenn ich dazumal gelebt hätte, würde ich ihm eine classische Katzenmusik gebracht haben; der Minister des „Innern" hat dem Menschen den Geist eingeblasen, und zwar durch die Nase, weil da wenig hineingeht; der Minister des „öffentlichen Unterrichts" war schon damals auch, wie sie jetzt sind, denn er hat dem Menschen gesagt: „Vom Baume der Erkenntniß sollst Du Dich nicht unterstehen zu essen;" der „Kriegsminister" war der genialste, er hat dem ersten Menschen Kriegsmaterial aus dem Leibe geschnitten; er hat nämlich aus seiner Rippe das Weib gemacht. Nur der „Finanzminister" hatte bei der Bildung des ersten Menschen nichts zu thun, denn der erste Mensch war nackt, und solche Unterthanen kann der Finanzminister nicht ausziehen!

Damals, m. f. H. u. H.! muß es der Finanzminister eben so schwer gehabt haben wie jetzt; damals gab's noch kein Geld, jetzt gibt's schon kein Geld!

„Geld regiert die Welt," ja wohl, darum haben wir jetzt gar keine Regierung, weil gar kein Mensch Geld hat.

Geld regiert die Welt; also haben wir dreierlei Regierungen: Gold- und Silbergeld regiert die Welt, Kupfergeld regiert die Welt und Papiergeld regiert die Welt! Darum war es bis jetzt immer auch natürlich: wer

Geld in der Tasche gehabt hat, der konnte sagen: „Ich hab' die Regierung in der Tasche."

Silber und Gold, m. f. H. u. H.! das sind unverwüstliche Regierungen, die werden von der Tasche nicht verdorben, sondern sie verderben die Tasche; aber Papier ist gleich hin, und seit Papier regiert, wird die Regierung von der Tasche verdorben!

Nachdem also, m. f. H. u. H.! Gott den Menschen ausgestattet hatte, setzte er ihn ein, daß „er herrsche über die Fische, über die Vögel, über das Vieh und über das Gewürm".

Also von Gottes Gnaden kann der Mensch über nichts Anders herrschen, als über „Fische, Vögel, Vieh und Gewürm", aber nicht wieder über den Menschen. Was aber hat der Mensch erfunden, m. f. H. u. H.! damit er sich selbst weiß machen kann, er könne über Menschen regieren? Ach! er hat was Pfiffiges ausersonnen! Er hat die Menschen so erziehen lassen, daß sie „Stockfische", „Galgenvögel", „kriechendes Gewürm" und „dummes Vieh" wurden, und glaubte, nun könne er von „Gottes Gnaden" über sie herrschen.

Der erste Mensch war also der erste König der Welt, er verfiel auch richtig sogleich in einen tiefen Schlaf! Glauben Sie mir, m. f. H. u. H.! der Schlaf ist noch eine der schönsten Tugenden vieler Herrscher, darum beginnen auch die meisten Erlasse: „Wir haben geruht!" Man könnte keine passendere Grabschrift für viele Regenten finden als die:

„Ich wünsche, wohl geruht zu haben.“

Man sollte glauben, wenn so ein Regent lange geruht hat, steht er endlich auf zur Arbeit; es ist aber nicht wahr: wenn die Fürsten gar zu lange geruht haben, stehen die Völker auf!

Allein dem Schlafe Adams verdanken wir unsere Freiheit; denn wenn Adam nicht geschlafen hätte, hätte man ihm die Rippe nicht genommen. Aus der Rippe wäre keine Eva geworden, Eva hätte vom Baum der Erkenntniß nicht genascht, wir wüßten noch nicht zu unterscheiden zwischen „Bös“ und „Gut“, d. h. zwischen Sedlnitzky und Constitution.

Also wir verdanken alle unsere Bildung, unsere Weisheit, unsere Constitution blos dem Umstande, daß Eva von der verbotenen Frucht genossen hat! Dafür ist sie auch bestraft worden, denn Gott sprach: „Der Mann soll ihr Herr sein!“ Der Mann soll ihr Herr sein; die Frauen lieben aber die Männer wie sie sind und nicht wie sie sein sollen! In Hinsicht der Herrschaft führen die Eheleute ein einfaches Buch: er das „Soll“ und sie das „Haben“.

Als Adam von dem Baume der Erkenntniß gegessen hatte, gingen ihm die Augen auf, und da jagte ihn der Himmel fort: g'rad so ging es mir; wie mir vor 25 Jahren anfingen die Augen aufzugehen, wurde ich von Wien weggewiesen.

Der Anfang meiner literarischen Laufbahn fällt in Ungarn, in Pest, als ich ganz schüchtern wagte, etwas

witzig zu sein, wurde ich auf den Magistrat vor den Ausschuß der „Hundert" citirt; da wurde mir bedeutet: „Witz ist magistratswidrig," und überhaupt sagte Herr Magistratsrath Weidinger: „Die Stadt Pest braucht keinen Witz, und wenn wir einmal Witz brauchen werden, so werden wir schon Hiesige finden, Sie aber sind ein Stuhlweißenburger und haben hier keinen Witz zu machen." Der Magistrat verbot mir, witzig zu schreiben, und es hieß in der Verordnung: „Derselbe hat sich in seinen Scripturen des Witzes zu enthalten!"

Als ich herunterging, fragte mich ein Freund: „Aber hat denn gar kein „Hunderter" für Sie gesprochen?" worauf ich antwortete: Ja, wenn ich über einen „Hunderter" zu disponiren gehabt hätte, wäre der Spruch anders ausgefallen."

Ich wurde also von Pest nach Wien gegangen! Da gingen die Conflicte mit Polizei und Censur los! Die Censur wollte haben, ich sollte mich nicht über Alles in Wien aufhalten, die Polizei wollte haben, ich sollte mich gar nicht aufhalten! Ich war einige Jahre in Wien gewesen, ohne das monatliche Fremden-Karten-Geld zu bezahlen; an einem schönen Morgen wurde mir angezeigt, ich müßte die Strafe, die bei jedem Uebertretungsfalle progressiv gesteigert worden ist, bezahlen, es war eine Kleinigkeit, z. B.: entweder 108 Jahre Arrest, oder ich sollte 100,000 Gulden bezahlen. Ich erwiderte dem Herrn Hofrath Persa, daß ich das Letzte vorziehe, er möchte nur morgen schicken, das Geld einzucassiren.

Am andern Tage hatte ich Audienz bei Sr. Excell. dem Grafen S., dieser sagte mir ganz naiv: „Sie müssen fort, weil Sie Talent haben, wenn Sie kein Talent hätten, so wäre an ihrer Richtung nichts gelegen.“ Ich erbot mich, die ehrenvollsten Zeugnisse zu bringen, daß ich kein Talent habe, es half nichts: „Sie müssen fort, zurück nach Ungarn!“ Da sagte ich: „Euer Excellenz waren bis jetzt mit meiner Richtung nicht zufrieden, jetzt bin ich mit Ihrer Richtung nicht zufrieden, ich will meine Richtung nicht nach Ungarn, sondern nach Deutschland nehmen!“ Er erwiderte: „In's Ausland dürfen Sie nicht, da geb' ich Ihnen keinen Paß.“

Ich hatte also kein Geld und keinen Paß; auf meinen Namen konnte ich beides nicht bekommen, ich ging also, wie der Prophet Elias, ohne Geld und ohne Paß, und kam glücklich und unbestohlen in Berlin an.

In Berlin lebte ich lange unbehelligt von der Polizei, wahrscheinlich weil sie sah, daß ich kein Talent hatte; aber es giebt keinen ewigen Frieden! Ich hatte eine Schrift herausgegeben: „Ueber das Wirken eines Justizrathes“, in welcher ich über ihn und die Justiz ein scharfes Urtheil aussprach; allein darauf sprach die Justiz über diese Schrift ein noch schärferes Urtheil aus, ich wurde drei Monate auf die Festung Spandau und in 200 Rchsth. Kosten verurtheilt, das berührte mich etwas unangenehm. Ich appellirte an den jetzt verstorbenen König, der ein Freund meiner Journale war. Ich schrieb ihm: „es ist wahr, ich habe gefehlt, allein wenn ich

drei Monate nach Spandau soll, so fehle ich wieder in Berlin, ich ziehe es vor, in Berlin zu bleiben, um in Spandau zu fehlen; und überhaupt wüßte ich nicht, was ich auf einer Festung machen sollte, da im Belagerungsfalle ein hungriger Poet die Lebensmittel bald aufzehren dürfte; auch würden mich die 200 Rchsth. sehr niedergeschlagen machen und Se. Majestät werden geruhen einzusehen, daß es besser ist, wenn die Unkosten niedergeschlagen würden u. s. w."

Es währte einige Wochen, bis ich Antwort erhielt. Am Tage vor Ostern erhielt ich eine Zustellung, auf der Polizei zu erscheinen! Wenn ich auf die Polizei gerufen wurde, hatte ich immer die Vorsorge, auf vierzehn Tage oder drei Wochen Wäsche mitzunehmen. Es war ein regnerischer Tag, ich kam auf's Polizei-Bureau, da wurde mir mitgetheilt, Se. Majestät haben geruht, die drei Monate Festungsstrafe in drei Tage Hausvogtei-Arrest umzuwandeln, und die Unkosten niederzuschlagen. Der Polizeidirector fragte mich, wann ich den Arrest antreten wolle, und ich sagte: „Die Witterung ist dem Unternehmen günstig; sogleich in dem Augenblicke!" und ich bezog meinen Schriftstellersitz als geopfertes Osterlamm. Seine Majestät schickten mir täglich Torten und Champagner, so daß ich dann Seine Majestät um die Erlaubniß bat, mich auf diesen Sperrsitz zu abonniren! Späterhin hatte ich noch Neckereien mit der Polizei, denn „was sich liebt, neckt sich!" Ich hatte nämlich in einer Schrift über die Berliner Polizei ge-

sagt: „Ich zweifle nicht an ihrem Geiste, ihrer Humanität und ihrer Freisinnigkeit!“ Dieses nahm die Polizei hartnäckig für „Ironie!“ Und ich wurde dafür, daß ich einer Polizei Geist, Humanität und Freisinnigkeit zutraute, auf drei Wochen Arrest verurtheilt! Ich schrieb an Seine Majestät und stellte ihm vor, daß ich zu folgender öffentlicher Abbitte erbötig bin: „Ich habe der Polizei „Geist, Humanität und Freisinn“ zugetraut, das verdient allerdings die gerechte Strafe von sechs Wochen Arrest; allein, ich bitte der Polizei hiemit öffentlich ab, und erkläre, ich trau' ihr weder Geist, noch Humanität, noch Freisinnigkeit zu; ich werde nie wieder die Berliner Polizei durch eine solche falsche Zumuthung bei den andern europäischen Polizeien in Mißcredit bringen.“

Ehe noch dieser Proceß entschieden war, hat mich die dazumal proclamirte Preßfreiheit des Königs Ludwig von Baiern veranlaßt, nach München überzusiedeln. Als ich hinkam, fand ich, daß die Presse frei war, aber die Schriftsteller waren eingesperrt. Man durfte über Alles schreiben, nur nichts über die äußere Politik und nichts über die innere Politik, nichts über die heiligen Bundesstaaten, nichts über die Religion, nichts über den Staat nichts über die Finanzen, nichts über's Militär und nichts über's Theater, sonst aber war unumschränkte Preßfreiheit. Man hatte in Baiern damals keine Censoren, aber „Gesandte“, die Gesandten jedes Staates überwachten die Blätter, und so hatte jedes Blatt siebenunddreißig Censoren des lieben heiligen deutschen römischen Reiches.

Da ewiger Frieden war, und der Frankfurter Bund-salat aus 38 Häupteln nichts zu thun hatte als Ferien auszudichten, so war das Geschäft aller anderen Gesandten das: den herrschenden Geist aller Länder zu censiren und ihn in Musik zu setzen, d. h. ihn durch geheime Noten an ihren Höfen abzuleiern.

In Frankfurt a. M., m. f. H. u. H.! war in dieser Beziehung die große deutsche Musikschule; da componirten die Gesandten ihre Noten; da sollte die große deutsche Nationaloper componirt werden, allein das war schwierig, eine Oper zu schreiben für 38 Solostimmen, und noch dazu für 38 Künstler, die ihr Instrument immer per Courier stimmen lassen mußten; und wenn's zur Generalprobe kam, hatte Jeder seinen Stimmschlüssel zu Hause vergessen, und da hieß es immer: „Wegen plötzlich eingetretener Ferien kann die neue National-Oper noch nicht aufgeführt werden."

Ich sollte aber, wie gesagt, selbst bald „baierischer Abgesandter" werden, denn bald darauf bekam ich von der Münchener Sanitäts-Polizei die Versicherung, daß eine Veränderung des Klimas mir sehr gesund wäre.

Ich übergehe hier die Zeit meines Aufenthaltes in Paris, meine Rückkehr nach München und komme gleich nach Wien.

Es ist traurig! Die aufgehende Sonne des Freiheitstages fällt in den Spätabend meines Lebens!

Vierzehn Jahre lang hat mein Bischen Geist gezuckt unter den täglich wiederkehrenden Nadelstichen der

Gewalt; vierzehn Jahre lang wurde mir von der Hebamme Censur jeder Gedanke verstümmelt, kaum er die Geburtsstätte verließ; vierzehn Jahre lang wurde mir jeder Witz, jeder Einfall, jede Satyre durch vier oder fünf Filtrir-Säcke gezogen, bis nichts blieb als das Phlegma und der Spiritus zum Sedlnitzky ging!

Vierzehn Jahre lang mußte ich alle Tage Zehent und Robot meines Geistes abgeben; vierzehn Jahre lang zog die Klaue geistiger Willkür ein Blatt nach dem andern aus der Blume meiner Schriftsteller-Thätigkeit, zerdrückte sie eine Perle nach der anderen in der Zitternadel meines Talentes; vierzehn Jahre confiscirte sie täglich $^9/_{10}$ Theile meines Eigenthumes, und nach diesen vierzehn Jahren springt die Freiheit wie die Minerva mit der Aegis gerüstet aus dem Haupte eines starkerwachten Volkes; der Becher der freien, geistigen Regung schäumt an meinen Lippen, aber es ist zu spät, nur wenige Züge sind mir noch zu schlürfen gegönnt, und die vierzehn Jahre, die mein Talent auf dem Spielberg des Geistes in Fesseln lag, gibt die untergehende Dämmerstunde meines Lebens mir doch nicht wieder zurück!! —

Ja, wenn wir jetzt, nachdem wir frei vom Baume die Erkenntniß essen dürfen, auch, wie Adam, 930 Jahre leben könnten, das wär' ein Anderes! 930 Jahre! Ich begreif' es gar nicht! Wenn man schon so lang gelebt hat, ist's ja gar nicht der Mühe mehr werth zu sterben! Wenn sich jetzt ein Mensch unterstände, 930 Jahre zu

leben, die Polizei würde es gar nicht leiden, das wäre eine Ueberschreitung seines Befugnisses! Und doch wird's jetzt nöthig werden, 900 Jahre zu leben, denn sonst zweifle ich, daß ein Mensch das Ende unserer jetzigen Zustände erlebt!

Als Adam starb, m. f. H. u. H.! haben sich die Menschen vermehrt, und es wurden die ersten Aristokraten; denn es heißt: „die Kinder der Großen haben die Töchter der Menschen gesehen, daß sie schön sind," — das sind sie schon, die Aristokraten, daran erkennt man sie: wo schöne Töchter sind, da sind sie gleich da, da sind sie die wahren Reactionärs!

Der Himmel hat gesehen, daß „Tyrannen wurden" auf Erden und „gewaltige Leute", ja, er hat auch gesehen, daß schlechte Poeten entstanden, nämlich, wie es heißt, „Menschen, deren Dichten schlecht war von Jugend auf", und er hat beschlossen, eine Revolution hervorzurufen, und zwar eine Wasser-Revolution! Ein Volk macht ohnehin nicht eher eine Revolution, bis ihm das Wasser bis an's Maul geht! Nur wenn ihm alle Wünsche, alle Hoffnungen zu Wasser werden, da sucht sich das Volk selbst flott zu machen, und ist so quasi genöthigt, selbst das Steuerruder zu ergreifen!

Vor der Revolution war es so, m. f. H. u. H.! da hatte das Staatsschiff auch ein Steuerruder, d. h. das Volk bezahlte die Steuer und die Regierung hat gerudert; nach der Revolution will gar Niemand steuern und Jeder will rudern; vor der Revolution

steuerte die Regierung das Schiff gegen den Strom, nach der Revolution steuert man den Strom gegen das Schiff; vor der Revolution war das Schiff ein Segelschiff; ein paar Schiffsherren haben sich windig aufgebläht und das Schiff fuhr immer langsam voran; nach der Revolution ist es ein Dampfschiff, und wird bloß mit den Kohlen geheizt, die eine Partei auf das Haupt der andern sammelt! Ja, der Strom der Freiheit, m. f. H. u. H.! ist nach der langen Wintereisfessel auch über sein Ufer getreten, er habt die Dämme zerrissen, die Ufer überschritten, es ist wahr, aber das ist nicht die Schuld des Stromes, nicht die Schuld des Freiheits-Elementes, sondern die Grundursache, warum der Strom die Ufer überschritten, liegt in dem Stabilitäts-Principe des Winters, welcher früher den Strom stocken machte und die Eisfesseln schlug!!!

Also der Himmel hatte die Sündfluth über die Menschen gebracht und sie alle ersäuft. Nur eine einzige Familie blieb übrig: Noa. Warum? Weil er ein „frommer Mann“ war und ein „göttliches Leben“ führte! Vielleicht war er ein Domherr, denn die führten immer ein „göttliches Leben!“

Noa aber erhob ein gewaltiges Geschrei, schon der Tafelfreuden halber, denn es hieß: das Ende alles „Fleisches“ war gekommen! Also um die paar übrig gebliebenen Menschen noch zu beschäftigen, ließ der Himmel bauen, und zwar eine Arche. Und in dieser Arche, sagte Gott, soll er von allen Gattungen Geschö-

pfen eine große Ständeversammlung einberufen, von jeder Partei ein Paar, also eine »Chambre de pairs!« Aber damit die Versammlung ganz unparteiisch sei, so müsse er einberufen die Vögel von allen Farben, die hoch fliegen, und auch verschiedenes Gewürm, das im Staube kriecht!

Gott sprach: „In dieser Arche sollst Du Dir Kammern machen, eine obere und eine untere," also ein Zwei-Kammer-System; darum aber hatte die Arche auch, wie es heißt, von außen und innen viel Pech!

Als Noa, der Ministerpräsident, in der Arche war, und die Deputirten aus allen Geschöpfen mit, schloß unser Herrgott hinter ihnen zu.

Man sieht schon, daß dieß eine wahre deutsche Ständeversammlung war, sie schließen nie ab, und verlassen sich darauf, Gott wird schon abschließen! In dieser ersten Reichsversammlung kamen alle paarweise und jeder Deputirte hat seine Frau mitgebracht! Warum? Wegen der Opposition! Auch deshalb mußten in jener Reichsversammlung Frauen eingeladen werden, weil es damals noch keine Zeitungen gab, und die Verhandlungen doch allgemein publik werden mußten!

Dazumal, m. f. H. u. H.! hatten die Thiere, die Vögel u. s. w., noch ihre Sprache gehabt; und es entstand eine große Debatte, in welcher Sprache die Verhandlungen stattfinden sollten, Noa war für die deutsche Sprache, denn daß Noa ein Deutscher war, wird daraus ersichtlich, daß er sich zuerst einen Rausch getrunken hat.

Die anderen Geschöpfe waren alle für ihre Zunge; die Abstimmung darüber wurde immer vertagt, am Ende kam man überein: Jeder spreche seine Sprache, und wenn am Ende einer nicht weiß, was der Andere will, wird abgestimmt, und zwar durch Aufstehen und Sitzenbleiben; und zwar so: die schon müd' sind, bleiben sitzen, und die noch was ausstehen können, stehen auf. Wie die Parteien beschaffen waren, weiß man aus der Tradition!

Die Schnecken saßen am Ministertische; die Krebse bildeten die Reactionärs; der Maulwurf und der Erdmolch die Wühler; das Faulthier die Fortschrittspartei; die Störche waren die Redner, sie stehen lange auf einem Fuß und klappern immer fort; der Dompfaff vertrat den Clerus und die Raben und Canarienvögel sprachen für die Schwarzgelben.

Von der Linken und Rechten in der Arche kann ich Ihnen nichts mittheilen; es ist überhaupt von einem Reichstage schwer zu unterscheiden zwischen den Linken und den Rechten, wenn die Rechten wenig da sind! Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut, das ist das Rechte, die Linke aber möchte wissen, was die Rechte thut, die Rechte thut aber nichts! —

Endlich, nach hundertfünfzig Tagen, hat Gott nachgesehen, wie es der Ständeversammlung geht, es ging ein ganz anderer Wind, der trocknete aus, und die ganze Kammer ließ sich auf den Berg Ararat nieder.

Da schickte Noa den Raben aus und die Taube. und die brachte ein „Blatt" mit, und aus diesem „officiellen Blatte" hat Noa ersehen, daß die Welt sehr trocken ist.

Also ging Alles aus der Kammer, und das Erste, was Noa als Dank auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, war das, daß er mehrere Mitglieder opferte, und zwar blos die Reinen!

Das muß man aber Noa nachsagen, er beschäftigte sich sogleich mit der Presse, mit der „Weinpresse" nämlich! Noa war der erste Censor, bei der Presse drückte er den Geist aus, und die Hülsen gab er frei!

Bei dieser Preßfreiheit aber hat sich Noa, wie viele unserer jetzigen Journalisten, selbst berauscht und fürchterliche Blößen gegeben!

Noa hat sich aber deshalb einen Haarbeutel angetrunken, weil er als Minister selbst nach der Preßfreiheit nicht ganz ohne Zopf sein konnte. Berauschen kann man sich aber an den Ergebnissen unserer Presse nicht, dazu fehlt ihr der Geist! Unsere jetzige Presse erregt blos Durst, aber sie löscht den Durst mit Salz, statt mit Labung.

Unsere meisten Journale sind noch größtentheils wie die jungen Erdäpfel, wässerig, und die Erde klebt noch allseits an ihnen. Die meisten unserer Journale beschäftigen sich damit, die Todten zu seciren, anstatt die Lebendigen zu zergliedern; die Revolution ist ihnen kein Volksstück, sondern ein Conversationsstück; ihre

Experimental-Politik zeigt, wie man die Elemente zersetzt und wie die Mischung der Verhältnisse rüttelnd und schüttelnd vor sich geht, aber sie belehrt nicht und zeigt nicht, wie man die Natur der Verhältnisse und Dinge ändert! Sie wissen nicht, daß die Freiheit nicht improvisirt werden kann, sondern daß sie ein Lehrgedicht ist, und daß die Zeit die körperliche Hülle der Freiheit ist, ohne die sie nicht erscheinen kann.

Unsere Ultra-Demokraten begreifen nicht, daß ein größerer Unterschied ist zwischen Nichts und Eins, als zwischen Eins und Tausend; sie wollen den Wein der Freiheit gleich alt keltern! Unsere meisten Journale erheben sich nicht über ihr Publikum, sie sind die Leibschneider ihres Publikums, sie legen ihr Maß an dasselbe an, sie coquettiren nur mit dem Schlagworte von gestern, buhlen mit dem Gedanken von heute, aber sie haben keinen Blick für die Idee von morgen! Sie hängen ihre Ansicht, bevor sie sie drucken lassen, zum Fenster hinaus, wie ein Barometer, um zu sehen, wie der Dunstkreis für sie beschaffen ist. Sie glauben Schlüssel und Schloß der Zeit zu sein, sind aber nur die Angeln, auf welchen sie beim Herumdrehen knarrt und ächzt!

Nicht mit Licht und Leuchte wollen sie die Dunkelheit erhellen, sondern mit Blitzen sie zerreißen; der Staub des Gefechtes macht unsere Fechter blind; anstatt von Entwicklung zu Entwicklung zu gehen, gehen sie von Zerstücklung zu Zerstück-

lung! Alle Kräfte sind um- und überstürzt, der Fluß befruchtet nicht mehr, er verwüstet; das Licht leuchtet nicht mehr, es verzehrt; die Freiheit beseligt nicht mehr, sie betäubt; der Gedanke wirkt nicht mehr, er wüthet; der Geist herrscht nicht mehr, er tyrannisirt!

Kurz, in einem großen Theile unserer Presse fraternisirt ein viehisches Gelüste mit einer verbitterten Vegetation; der Kampf als Mittel wird Kampf als Zweck; die Polizei und die Denuncianten haben sie aus dem Leben vertilgt, um ihnen in den Zeitungen eine Freistätte zu errichten; sie bauen für ganz winzige Ideen große Triumphthore, und kleiden ihre kleinen Umtriebe wie Zwerge bei einem Königszug in leeren Redeprunk und Flitter. Noch Andere brauchen die Freiheit blos zur Brücke zu andern Zwecken, und indem sie sie brauchen, treten sie sie mit Füßen; die noch Andern läuten mit allen Sturmglocken, nicht um die Wolken zu zertheilen, sondern um das Ungewitter anzuziehen! — Der Eine trägt die Freiheit wie eine Jakobinermütze, der Andere wie eine Schellenkappe, der Dritte wie eine Schlafmütze, der Eine wie ein Geck, der Andere wie eine Livrée!

Um die Früchte vom Baume der Zukunft zu pflücken, hauen sie den ganzen Baum schon jetzt um, da er kaum zu blühen beginnt.

Im Sturme glauben sie das Schiff zu erleichtern, wenn sie alle Güter über Bord werfen: Religion, Sitte, Treue, Achtung vor Gesetz u. s. w.; in dem Sturme

greifen sie zu dem gefährlichen Mittel: die Schiffsgefangenen zu befreien, sie entfesseln alle Leidenschaften, und vergessen, daß am Ende das Schiff aus dem Sturme kommt, aber dann von den nicht mehr zu zügelnden Leidenschaften überwältigt und der Zerrüttung preisgegeben wird. Sie räumen aus unsern Herzen alle Dinge weg, nichts soll uns heilig sein, Alles, was irgend eine Höhe hat, durch Geburt, Gesetz, Geist, Ruf, Militär-Ruhm u. s. w., Alles soll wie ein Distelkopf abgeschlagen werden. Allein die neuen Möbel, mit welchen sie unser Herz möbliren wollen, sind nicht besser, und die Tugenden und Höhen, die sie uns anbieten, betrachten wir zagend, weil das Gefäß, in welchen sie uns credenzt werden, oft ein zweideutiges, ein unreines, ein von der öffentlichen Meinung gebrandmarktes, ein von seinen Antecedentien infamirtes ist. — Allein auch diese Zeit des Wundfiebers unseres Umsturzes wird vorübergehen; nicht nur der ruhige Himmel der Freiheit hat seinen Segen, sondern auch der Orkan der Freiheit ist segenvoll, er schüttelt die Raupen und die faulen Früchte ab vom Baume der Zukunft. Die unberufenen Apostel der Freiheit werden untergehen, das Evangelium der Freiheit wird bleiben; die falschen Propheten avant la lettre werden aus dem rothen Weltkalender verschwinden, und in dem genealogischen Staatskalender wird auch Brutus ein Heiliger sein! Aus dem Kampfe blinder Interessen wird der Einklang der ewigen, brüderlichen Eintracht hervorgehen, aus allen Ständen,

aus allen Classen, aus allen Regionen der Menschheit und der Gesellschaft wird eine Gemeinde hervorgehen, welche die Offenbarung des Weltgeschickes versöhnt und umschlungen verstehen und genießen wird, und bis dahin, m. f. H. u. H.! bleibt uns nichts übrig, als die Tugend: Geduld, und zu dieser Tugend schmeichle ich mir, Ihnen durch diese Vorlesung eine ausführliche Lection gegeben zu haben.

Der Genius der Liebe im Gumpoldskirchner Tunnel.

oder:

Der Steeple-Kuß mit Hindernissen.

Er war ein „Hofmeisterischer" und sie war eine „verstorbene Güter-Controlors-Tochter". Er war von Geburt ein Männchen, durch Verhältnisse ist er aber Hofmeister geworden; sie war von Geburt ein Weibchen, durch Umstände aber, die Alles waren, nur nicht gesegnet, ist sie schwarze Silhouetten-Schneiderin geworden. Er zählte zweiunddreißig Sommer, sie zählte ihre Sommer nicht mehr, ein Beweis, daß sie schon über den einundzwanzigsten Sommer hinausgekommen sein mußte. Er war eine Blondine, sie war ein schwarzer Käfer, er war ein Schwärmer und sie war mager; für Schwärmer hat die Natur die magern Frauenzimmer hervorgebracht, je magerer sie ist, desto schwärmerischer ist er, für einen rechten Schwärmer muß die Geliebte wie ein Fastentisch sein: gar kein Fleisch!

Wir unsererseits, wir leisten auch ein Bedeutendes in dem Artikel: „Schwärmerei", aber bis zur Anbetung der concreten Magerkeit haben wir's noch nicht gebracht; wir wissen zwar: „alles Fleisch ist Heu", allein in dieser Beziehung haben wir eine wahre Roßnatur, ein

Bündel frisches, junges Heu ist auf den mühseligen Stationen des Lebens nicht zu verachten. Wir sind und waren nie ein Freund von zu mageren Ideen und zu magern Frauenzimmern. Ein ganz magerer Mann kann sich bei der Welt für seine Magerkeit entschuldigen, ein Mann hat nicht immer Zeit, fett zu werden: bald muß er nachdenken, bald wird er ein Deutscher, dabei kann man nicht zunehmen; aber ein ganz mageres Frauenzimmer hat vor der Weltgeschichte gar keine Entschuldigung dafür! Ein ganz mageres Frauenzimmer ist noch gar kein Frauenzimmer, sie hat blos den Platz besteckt für ein auf diesen Platz kommendes Frauenzimmer. Bei einem Frauenzimmer will ich alles Denken vergessen; bei einem ganz magern Frauenzimmer muß ich Alles dazu denken, das strengt meinen Kopf zu sehr an.

Der Held unserer Novelle aber dachte nicht so; er liebte das absolut Magere, die Magerkeit in ihrer Vollendung, und sie, die Heldin unserer Novelle, war so, so war sie, mager bis zum Sublimen, und er liebte sie; er aber hieß Franz, und sie aber hieß Theodora, und dennoch liebten sie sich; so berühren sich die Extreme.

Franz aber wohnte in „Dörfel“ und Theodora wohnte in „Alland“; aber was sind Meere und Wüsten für zwei Wesen, die sich lieben, besonders wenn das eine Wesen eine „verstorbene Controlors-Tochter“ und unendlich mager ist?!

Hero ist über den Leander geschwommen, — nein, Leander ist über den Bosphor geschwommen und hat

Hero umarmt, ohne die Kleider zu wechseln, denn wir wissen nicht, ob sie für ihn trockene Wäsche bereit hielt; von Asien zu Europa ist für die Liebe ein Katzensprung, was ist also der Liebe die Entfernung von „Dörfel“ nach „Alland“?!

Bei der Milchmariandel No. 9967 begegneten sie sich zuerst. Er begehrte saure Milch, sie begehrte süße Milch; er schickte ihr von der sauren Milch einen süßen Blick, sie machte ihm von der süßen Milch ein saures Gesicht.

O Franz, geliebter Franz, lasse dich nicht einschüchtern! Saure Gesichter sind aller Liebe Anfang! Es gibt gar kein süßeres Geschäft, als solche saure Gesichter zu überwinden, sie nach und nach nur weniger säuerlich und endlich süß werden zu sehen. Ein Gesicht, welches ich gleich süß bekomme, mundet mir gar nicht; ich muß es sauer bekommen, und selbst süß machen, darin liegt Bewußtsein und Satisfaction!

Die Liebe hat ein Wort vorzüglich zur Palastdame ernannt: das Wort „süß“; sie bezeichnet Alles am liebsten mit dem Epitheton „süß“; die Liebe ist aber auch ein süßes Wort, denn dieses Wort ist das einzige, welches zwei Gegensätze hat: sauer und bitter. Die Geliebte kann nur ein saures Gesicht machen und ein bitteres Gesicht.

Wir sind doch selbst im Besitze eines sauren Gesichts, allein weibliche saure Gesichter überwindet man nicht durch ein süßes Gesicht und nicht durch süße

Blicke, und nicht durch andere gewöhnliche Süßigkeiten der aus dem Süßholz der Fadheit geschnitzten Alltags-männer.

Ich bin im Besitze des großen Geheimnisses, wie man das sauerste Gesicht am Ende in ein süßes umwandeln kann; nach meinem Tode wird man's unter meinen Passiven finden und veröffentlichen.

Franz aber, unser Franz, besaß dieses Geheimniß nicht und Theodora machte immerfort ein saures Gesicht!

O Franz, kannst du verlangen, daß Theodora, Theodora, die schwarze Silhouetten-Schneiderin, sie, die vielleicht gestern politische Gesichter geschnitten hat, gleich darauf ein süßes Gesicht schneiden soll?

Franz kam zu mir, um Rath und Hilfe zu suchen. Wer in Baden in den Monaten ohne R unglücklich liebt, kömmt zu mir, gerade als ob ich eine Officin für unglücklich Liebende in Baden errichtet hätte, als wär' ich Wundarzt. Ich sage aber meinen Patienten gleich, ich bin blos Naturalist, ich kenne die Theorie gar nicht, blos lange Praxis.

Franz kam zu mir um Rath. Das Erste, was ich bei solchen Ordinationen verlange, ist: Den Gegenstand zu sehen! Franz zeigte sie mir und ich rief aus: „Gott, wie mager!" — „Nicht wahr?" rief er mit Entzücken.

Ich gab ihm den ganz einfachen Rath, sich von ihr schneiden zu lassen, d. h. in der Silhouette; aber er

muß gleich sagen, er braucht fünfhundert Stücke. Gefallen ist Sache der Gewohnheit; wenn man das häßlichste Gesicht fünfhundertmal lange ansieht, findet man ein Etwas, was Einem wohlgefällt; man lasse von einer Malerin einen Thersites fünfhundertmal malen und sie wird am Ende sagen: „Das ist ein schöner Mann!“

Probatum est!

Als ich nach vierzehn Tagen durch's Helenenthal ging, traf ich sie zweibeide; er war noch schwärmerischer und sie noch magerer, woraus ich sogleich auf ein fait accompli schloß!

Franz kam nach vier Wochen wieder zu mir und fragte mich wieder um Rath

Sie liebe ihn zwar, aber er könne es nie bis zu einem Kuß bringen! Armer Franz!

„Ja,“ sagte ich, „sehr verehrter Herr und Liebender, was kann ich dazu thun? Wenn ich Ihnen mit einem Kusse dienen kann —?“

Es fehlte ihm die Gelegenheit, meinte er. Ich hätte ihm gerne gesagt: „Sie wollen lieben und wollen geliebt sein und keine „Gelegenheit“? Keine Gelegenheit zu einem Kuß?! Lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit gleich todtschlagen — Sie Capitalrind!“

Er wollte nichts als einen Kuß! Blos einen Kuß, sonst nichts dazu, kein Compot und keinen Salat. O Franz, o frugaler Franz! O frommer, o frischer, frugaler Freund Franz!

Ich begreife nicht, daß die Männer auf einen Kuß so große Stücke halten. Was ist ein Kuß? Zu viel für nichts, zu wenig für Etwas. Was ist ein Kuß gegen einen Blick?! Einen Kuß kann man rauben, stehlen, ein Blick muß uns gegeben, geschenkt werden! Ein Kuß ist stumm, leblos, ein Blick spricht, klagt, versichert, tröstet, heiligt! Ein Kuß läßt in der Erinnerung nichts zurück, ein Blick lebt ewig vor unserer Erinnerung, er begleitet uns über's Meer, er schwebt vor uns in der Wüste wie die Feuersäule, er erleuchtet unser Gefängniß und stellt Blumen auf den Tisch! Ein Kuß kann bewacht, verhindert werden, ein Blick nicht, ein Blick ist wie die Pfeile, die nach Jerusalem flogen, er scheint nach Norden geschickt und fällt im Süden nieder. Ein Blick ist eine Lichtgabe, die man mitnehmen, an der man Monate lang zehren kann!

Kein Mensch kann sich einen Kuß im Gedanken zurückrufen und ihn neu vor sich ablegen lassen, aber einen seelenvollen Blick, einen langen gemüthsreichen, liebetiefen Blick, den kann man sich wie ein Wesentliches zurückrufen, ihn vor die Seele führen und sich an ihm erquicken, wie an den Quelle des Augenlichtes.

So denke ich, aber Franz dachte anders; ein „Kuß" war der Kern aller seiner Wünsche — seine Seligkeit! Ein Kuß von Theodora! Eine höchst magere Seligkeit!

Ich dachte lange nach und endlich kam mir das Hilfsmittel!

„Fährt Theodora oft nach Wien?“

„Jede Woche zweimal.“

„Sind Sie da immer mitgefahren?“

„Niemals.“

„Schafskopf!“ dachte ich mir still und fragte laut: „Aber warum nicht?“

Daran hatte er nicht gedacht.

Solche Leute läßt unser Gott auch noch leben und sie sind sogar Hofmeister, das wird eine schöne Erziehung werden, die unschuldigen Kinder werden nicht einmal wissen, daß man, wenn die Geliebte in einem Waggon sitzt, im zweiten an der Glasthüre stehen und beständig hinübersehen muß! So vernachlässigt wird die Jugend!

„Mein lieber Franz,“ sagte ich, „wenn Sie denn so gewaltig kußwüthig sind, so müssen Sie zu dem Genius der schnellen Dampf-Küsse Ihre Zuflucht nehmen, welcher auf der Eisenbahn zwischen hier und Wien im Gumpoldskirchner Tunnel wohnt. Aber Sie müssen genau Zeit und Raum bemessen. Sehen Sie, es war eigentlich gar keine Nothwendigkeit da, hier einen Tunnel anzulegen, allein blos aus Rücksicht für alle jene Liebende, welche die Saison in Baden zubringen und die so dumm sind, keine „Gelegenheit“ zu einem Kuß zu finden, hat die Direction diesen Tunnel erbaut. sein eigentlicher Name ist »passage des amoureux honteux« und er ist der umgestürzte »Ponte dei sospiri«. In diesem Tunnel muß man mit einer Dampfesschnelle von 24 Pferdekraft küssen. Ich will Sie mit den nähern Details

bekannt machen. Dieser Tunnel dauert bei mäßiger Geschwindigkeit der Maschine so lange, als man 38 bis 42 zählt; bei der schnellsten Schnelligkeit kann man 28 zählen. Von 18 bis 24 ist der finsterste Punct im Tunnel; das sind die Augenblicke der totalen Finsterniß und wo der Genius des Kusses seine schützenden Schwingen über das kühne Unternehmen ausbreitet. Sie müssen sich nicht gegenüber, sondern an die Seite der Person setzen, die in Kußzustand erklärt werden soll; wenn Sie 14 gezählt haben, fangen Sie an die Präparative der Operation zu machen, Sie haben vier Secunden Zeit zum Nachrücken, den Kopf in die rechte Richtung zu bringen und die Hand zu erfassen. Von 18 bis 24 sind sechs Momente, in welchen man bei mäßigem Widerstand einmal, bei gar keinem aber dreimal küssen kann und bei 25 wieder so dasitzen, als wär' die Welt durch gar keine große Begebenheit erschüttert worden. Bei diesem ganzen Ereigniß kömmt auch viel darauf an, ob die Dame in einer Haube oder in einem Hute ist, ob dieser Hut tief in's Gesicht gesetzt ist, ob er eine schmale oder breite Krempe hat. Dabei muß der Moment die nöthigen Dispositionen voraussetzen und darnach handeln. Ein gar nicht übler Kunstgriff ist es, vor dem Tunnel zu bemerken, daß im Tunnel die Funken in den Waggon fliegen und daß es deshalb gerathen sei, die Fenster zuzumachen; das gibt Gelegenheit, sich um die Dame herumzuneigen und das Fenster aufzuziehen, während die Tunnel-Dunkelheit beginnt."

Franz fragte mich, woher ich dies Alles so genau wisse, und ich sagte ihm, der Genius des Gumpoldskirchner Tunnels wäre ein langjähriger Abonnent des „Humoristen“ und habe mir das Alles mitgetheilt.

Franz war glücklich! Er wird sie küssen! Sie, die Theodora! Sie, die schwarze Silhouetten-Schneiderin! Er wird sie küssen, sie, die unendlich Magere, sie, die nichts ist als ein Gestell zu einem Kuß! Im Tunnel wird er sie küssen, in diesem gemauerten Spritzkrapfen zwischen Himmel und Erde à l'usage de deux amans! Vorne wird die Locomotive pfeifen, hinten wird die Sonne scheinen und inzwischen wird er sie küssen! O glückliche Aussicht! O glücklicher Franz! —

Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!“

Juble nicht zu früh, frommer, frugaler Freund Franz! Die Götter sind neidisch, die Menschen sind boshaft und der Zufall ist grimmig! Zwischen Tunnel und Lippenraum liegt noch ein großer Raum! Die Dämone sind geschäftig und die bösen Kobolde haben neben jedem Lust-Train einen Separat-Train voll böser Tücke!

Und du, meine Feder, gewohnt nur Lust und Freude zu schildern, du sollst erzählen traurige Dinge, sollst reden von zerzupften Hoffnungen und abgewaschenen Regenbogen; arma virumque cano!

Es war der Halbneunuhr-Train. Ich ging auch nach Wien. In der Allee kam Franz mit einem kleinen Handsack, auf seinem Antlitz brannte ein zukünftiger Kuß

im bengalischen Feuer; sein Gang war zitternd und fiebernd; ich beneidete und bemitleidete ihn. Ich sprach ihn an, aber er konnte kaum antworten, er spitzte nur immer den Mund und ich bin überzeugt, er hatte sich die Nacht über das Küssen einstudirt. Auf der andern Seite der Baumgruppe kam sie, sie, seine „sie", Theodora, die „verstorbene Controlors-Tochter", in dem ganzen Umfang ihrer Magerkeit. Als Beweis ihrer Existenz trug sie ein weißes Kleid und eine Rosa-Mantille darüber; ein kleiner „Bibi" — so glaub' ich, heißen jene Hütchen, die erfunden worden sind, um den Sonnenschirmmachern das Brod nicht zu nehmen — saß wie ein Lichtlöscher auf dem nach hinten genestelten Zopf; der Handsack war dazu da, um Theodoren eine gewisse specifische Wichtigkeit zu geben gegen den wehenden Südwind, und ein Mops, der dazu da zu sein schien, um mit seinem Embonpoint eine Satyre auf die Magerkeit seiner Gebieterin zu bilden, fesselte sich an ihren Schritt wie die Reue an das Vergehen.

Als Franz und Theodora sich gegenseitig ansichtig wurden, grüßten sie sich selig schweigend, wie zwei Schatten im Elysium, wenn sie Fische essen. Die beiden Handsäcke bekamen Herzklopfen, der obligate Mops, der Vertraute stiller Leiden und Freuden, warf einen vielsagenden Blick auf Franz und sein mit Anstand wedelnder Schweif schien zu sagen: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß im Tunnel mit Waffen den Kuß sich erraffen!

Ich fahre gewöhnlich in der ersten Classe, blos darum, damit die andern Leute, die in der ersten Classe fahren, sich nichts darauf einbilden sollen; diesmal aber fuhr ich in der zweiten Classe, ich mußte Zeuge sein, wie der Genius des Dampfkusses seine Schützlinge behandelt.

Da saß sie, Theodora, die Fleischverneinte, die Durchausverbeinte; ich sah sie an, wie sie da saß, die im Verlauf der Begebenheit nächstens im Tunnel abgeküßt zu werdende Gesichterschneiderin! Ich sah mir ihre dünnen Lippen an und rief ihr zu: „Ich sei, gewähr' mir die Bitte, an deinem Munde nie der Dritte!"

Franz saß neben ihr, als ob er bei einer mathematischen Linie Schildwache säße! Rechts die Idee und links die Materie und zwischen Beiden der erfahrene Mops!

Ich saß von Ferne und ergötzte mich an dem Anblick der zwei Liebenden! Es gibt nichts Amüsanteres als den Anblick von zwei Liebenden, die steif und fest überzeugt sind, wie vorsichtig sie ihr Geheimniß bewahrt haben, wenn doch die ganze Welt sich über sie moquirt. Als ich das dachte, zupfte mich Jemand an der Nase. Das muß keine gewöhnliche Person sein, sagte ich zu mir selbst, denn mich bei meiner Nase zupfen, ist eine schwierige Aufgabe: zupfen kann man nur einen Zipfel, meine Nase ist aber eine Zipfel-lose.

Wer das besondere Vergnügen hat, mich vom Sehen zu kennen, wird mir zugeben, daß meine Nase

durchaus nichts Spitzes an sich hat — ein Umstand, den ich für eine große Schönheit halte, und deshalb mag es wohl vielleicht in der Welt schon ein Wesen gegeben haben, welches über diesen zu stark punctirten Mittelpunct meines, sonst ziemlich in die menschliche Gemeinde zuständigen Gesichtes sich hinaussetzte. Meine Nase ist aber keineswegs eine sogenannte Platsch- und Quatsch-Nase, wie sie meine literarischen Gegner zu ihrem Troste nennen; sondern sie ist ein allerliebstes, reizendes, schalkhaftes Stumpfnäschen im classischen Style, mit grandiosen Institutionen. Daß meine Nase so beschaffen ist, wie sie ist, das kömmt daher, weil sie nicht nur eine gutgesinnte Nase ist, sondern auch eine kluge Nase, die schon im Mutterleibe eine feine Nase hatte. Sie sah nämlich voraus, daß aus dem Nationalitätenkampf nichts Gescheidtes entstehen kann. Es stritten sich nämlich verschiedene Nationen um ihre Gestaltung; sie sollte eine griechische Nase werden, eine spanische, eine römische u. s. w. Da fürchtete ich, am Ende dadurch gar kein Gesicht und lauter Nasen zu bekommen, oder eine Nase, in welcher man aus lauter Nationalverschiedenheit nicht wüßte, wie ich Athem holen oder ein verständiges Wort reden wollte, da legte ich mich auf's Angesicht und meine Nase wurde dadurch so wie sie ist und wie ich mit ihr vollkommen zufrieden bin. —

Also es zupfte mich Jemand bei dieser meiner Nase, es war die Erfahrung und sie sagte: Du ergötzest dich an dem Anblick von einem Liebenden, der glaubt unbe-

merkt zu sein und von der Welt ausgelacht wird? Faß' dich selbst bei der Nase an!

Ich hörte sogleich zu lachen auf. Indessen nahte der Tunnel; auf Franzens Angesicht arbeiteten Furcht und Entschluß wie zwei dämonische Kräfte. Er rutschte auf dem Sitze hin und her wie ein Schulknabe, bevor die Frage an ihn kömmt. Da wurde es dunkel, immer dunkler, dann finster. Einen Augenblick lang Stille, auf einmal: „Wau, wau, wau!" Mopsgebell und Weibergeschrei! Der arme Franz hatte bei seiner kühnen Schwenkung dem Mops auf den Bauch getreten, der Mops schrie gewaltig, Theodora schrie mit dem Mops, da wurde es wieder hell — die Expedition auf Kußfang war verunglückt und Franz saß da, ein Bild des Mitleids!

Und man sagt noch, die Möpse sollen keine Steuer bezahlen! Nicht mehr als sechs Secunden für sich zu haben und diese sechs Secunden durch die Empfindlichkeit der Epidermis eines Mopses zu Grunde gerichtet zu sehen!

Franz warf sich voll Verzweiflung in meine Arme, als wir in Wien anlangten. Ich vertröstete ihn auf die Rückreise und machte ihn darauf aufmerksam, den Conducteur darauf aufmerksam zu machen, daß kein Hund, der mehr Umfang hat als sein Besitzer, in dem Waggon bleiben darf. Ich sprach ihm Muth ein, erzählte ihm, wie Columbus auch nicht gleich auf der ersten Fahrt Amerika entdeckt hat, und wie gar keine große Operation ohne frühere, fehlgeschlagene Versuche vor sich ging. Ich

brachte seinen innern Menschen wieder zu Küssen, und in dem Halbsechsuhr-Train saß Franz wieder neben seinem geliebten Cölnerfläschchen, das Mops-Hinderniß saß im Hundekotter, die Götter donnerten rechts, alle Zeichen waren günstig. Franz saß neben Theodora, nur zum Losschießen, gegenüber ein harmloser Cigarrenraucher und ich wieder in der Ferne, mich an dem herrlichen Schauspiel labend und erwartend, wie Franz avant und après aussehen wird, aber leider blieb das pendant im Dunkeln.

Da kam der Tunnel, es wird dunkel, immer dunkler, dann finster, — jetzt! dachte ich. Auf einmal wird's ganz Licht im Waggon; der anscheinend so harmlose Cigarrenraucher zündete zwei Zündhölzchen an und Franzens gespitzter Mund war eben in dem Augenblicke beleuchtet, als er die Reise nach dem Kuß der Magerkeit antreten wollte!

Ein ausdrucksvolleres Schafsgesicht hab' ich nie gesehen! Theodora sah gar nicht aus, und es kam mir fast vor, als ob sie von seinen kühnen Unternehmungen gar nicht unterrichtet wäre, oder war's vielleicht der abwesende Mops, der sie beschäftigte?

Es waren heiße Thränen, die Franz Abends bei mir weinte. Ich richtete seine gebeugte Seele wieder auf! Ein zweimaliger Hagelschlag ist noch gar nichts! Es fällt kein Kuß auf den ersten Hieb! Je größer die Mühe, desto süßer die Frucht! Er soll nicht verzweifeln! Sie geht jeden Donnerstag wieder nach Wien! Rom und

die Wienbrücke sind nicht in einem Tage gebaut worden! Steuere nur zu, muthiger Segler, es muß sich das Küssen dir zeigen u. s. w.

Donnerstag um halb Neun trug der Waggon wieder in seinem Eingeweide Franz und Theodora, er in einem Ueberrocke, weil's kühl war, und sie in einem Burnuß; er saß ihr nun gegenüber am Fenster und aus allen Poren strahlte ihm die Erwartung. Ich saß wieder in der Ferne, da kam wieder der Tunnel, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster. — „Verzeihen Sie!" brummte eine Baßstimme; es wurde hell und licht, und Franz sah aus wie die abgebrühte Sehnsucht!

Er hatte nämlich einen Ueberrock an (so erzählte er mir nachher), beim Niedersetzen setzte sich sein Nebenmann, ein ältlicher dicker Herr, auf dessen Rockschößel; als sich nun Franz zum beabsichtigten Kuß erheben wollte, konnte er nicht, sein Rockschoß war im Gefängniß, er riß ihn gewaltsam los, aber die sechs Secunden waren vorbei!!!

In Wien ging ich lange mit Franz auf und ab, und brachte ihm Beispiele aus der Geschichte von Cäsar bis Saphir, daß alle Heldenentschlüsse und Charactere nicht ohne Hindernisse und ohne Zwischenfälle durch die Welt gingen, aber der Geist muß stärker sein als die Zwischenfälle, Ausdauer ist der Talisman, mit dem man Alles, auch einen Kuß erringt! Courage, Bajazzo!

Um halb sechs Uhr saßen wir wieder im Waggon,

Franz vis-à-vis von Theodora. Der Tunnel kam, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster, — eine secundenlange Stille — dann — patsch, klatsch! — der Ton einer Ohrfeige!

Es wurde hell, immer heller, endlich ganz licht, — ich suchte Franz, ich erkannte ihn kaum, die Wange war ihm dick angeschwollen; die magere Theodora hatte dem kühnen Kußforscher eine so fette Maulschelle gegeben, daß es auf der linken Gesichtsseite einen erhabenen Anblick gewährte!

Im Waggon herrschte lautloses Erstaunen, und der arme Franz senkte das halbgezeichnete Antlitz in den verschämten Schooß.

Theodorens magere Liebe war also noch nicht Tunnel-reif! Trau' Einer den magern Frauenzimmern!

Franz begleitete mich nach Hause. „Thut Ihnen die Geschichte weh?" fragte ich ihn. „O," erwiderte er, „die Ohrfeige thut mir nicht weh, aber daß ich sie doch noch liebe, thut mir weh!" — „O," rief ich, „Sie sind incurabel! Quos Ohrfeigen non sanant!"

Und noch heutigen Tages liebt Franz Theodora und noch heutigen Tages träumt er von Theodora, aber nach einem Kuß gelüstet ihn nicht mehr!

* *
*

Auch diese Novellette, mein lieber Leser, ist, wie die erste Novellette, reich an Moral! Erstens kann man aus ihr lernen, daß ein Frauenzimmer bis zum Subtilen mager sein und doch in der rechten Hand eine

Kraft besitzen kann, welche, auf die rechte Seite applicirt, mehr sagt als der dickste Korb der üppigsten Huldgestalt; zweitens kann man daraus lernen, daß man keinen Kuß stehlen soll, als bis man früher den sichersten Beweis hat, daß der Gegenstand darauf eingerichtet ist, bestohlen zu werden; drittens kann man daraus lernen, daß, um im Finstern sicher zu küssen, man erst bei Licht die Probe gemacht haben muß; viertens kann man daraus lernen, daß das Schicksal für den Menschen Ohrfeigen bereitet hat, wo er sie am allerwenigsten vermuthet; fünftens kann man daraus lernen, wie albern der Mensch ist, wenn er liebt, und wie er liebt, wenn er albern ist, sechstens endlich kann man daraus lernen, daß nicht alle Menschen sich in der Liebe von Dichtern rathen lassen sollen; quit licet jovi non licet bovi! Die Dichter haben einen Extra-Liebesgott: wenn sie Küsse stehlen, so bindet dieser Gott den Bestohlenen die Hände; wenn sie Dummheiten in der Liebe machen, reden und schreiben, so gießt dieser Gott einen eigenen naiven Reiz darüber aus, daß die Liebe es lächelnd verzeiht; und wenn die Dichter ja Ohrfeigen bekommen, so sind es nur solche, die sie sich selbst geben; quod erat demonstrandum!

Höchst vorsichtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während seines Ausnahmszustandes im Wallfischbauche.

(Humoristische Vorlesung. Gehalten im Theater an der Wien am 20. Mai 1849.)

Die Propheten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! werden eingetheilt in große Propheten und in kleine Propheten. Der Himmel behandelte die Propheten wie die Diebe; die kleinen bestrafte er, die großen ließ er laufen! Jeremias war ein großer Prophet, er wollte auch der aufrührerischen Stadt nicht predigen, den ließ der Himmel laufen; unser arme Jonas aber, der auch dem sündigen Ninive nicht predigen wollte, war ein kleiner Prophet; er wurde zwar nicht gehängt, aber er wurde zu drei Tagen Wallfischbauch-Arrest begnadigt! Der gute Jonas, m. f. H. u. H.! ist gewiß kein großer Prophet gewesen; was ist das für ein Prophet, der in dem Meere der Zukunft nicht einmal so eine Kleinigkeit wie einen Wallfisch voraus sieht? Wenn der Jonas ein rechter Prophet gewesen wäre, so hätte er nicht gewartet, bis der Wallfisch

ihn verschlingt, sondern er hätte früher den Wallfisch verschlungen!

Da sind unsere jetzigen politischen Propheten ganz andere Propheten! die haben ein so großes Maul, daß sie nicht nur den Wallfisch verschlingen, sondern das ganze Meer mitsammt der russischen, englischen, französischen und deutschen Flotte!

Unsere Propheten versprechen uns von der „Zukunft" die vollste Freiheit; darum bleibt die schöne Braut „Freiheit" stets blos unsere „Zukünftige", aber zur wirklichen Hochzeit kann es deshalb nicht kommen, weil von beiden Seiten nicht getraut wird!

Zur Zeit des alten Testamentes weinten die Propheten über die Juden, die nicht an's goldene Zeitalter glauben wollten, jetzt weinen die Juden über die Propheten, die nicht an's papierene Zeitalter glauben wollen. Unser Herrgott hat überhaupt mit den Juden viel Schererei! Gar kein Papier ist ihnen jetzt recht, auf das alte Testament wollen sie nicht mehr speculiren, und auf das neue Testament haben sie auch kein Vertrauen; was will der liebe Himmel thun, er macht zum alten Testamente eine Art von neuem „Codicill": die Emancipation!

Die Emancipation ist die fliegende Brücke zwischen dem Christenthume und Judenthume; wenn der rauschende Strom der Zeit wieder gefroren sein wird, dann kann man die Brücke immer wieder ausheben! —

Leider, m. f. H. u. H.! stehen an dem wilden, alle

Dämme zerreißenden Strome der Zeit die beiden Parteien an den entgegengesetzten Ufern, jede möchte eine sichere Brücke, um über den empörten Strom sicher fortzuschreiten, allein die eine Partei speculirt blos auf eine Kettenbrücke, und das geht nicht mehr —, und die andere Partei möchte einen Tunnel, sie möchte unter dem wilden Strom noch immer fort und fort wühlen, das zügellose Element über ihren Kopf hinziehen lassen, und bedenkt nicht, daß der Druck der stürmischen Fluth endlich durchbricht und sie und den Tunnel überfluthet und Alles in den Abgrund fortreißt!

Diese nie genug habende Partei möchte gerne zugleich eine hohe Bogenbrücke über den Strom und einen Tunnel unter dem Strome, denn das ist ihnen gerade recht, wenn so Alles d'runter und d'rüber geht! —

Es ist ein schlechtes Sprichwort, m. f. H. u. H.! das Sprichwort: „Man muß nicht gegen den Strom schwimmen", es soll heißen: „man muß nicht mit dem Strome schwimmen", das eben ist der Fluch unserer falschen Propheten, daß sie mit dem Strome schwimmen, sie lassen sich vom Strome fortreißen; sie glauben zu schwimmen, aber sie werden blos geschwemmt, und die Willkür des Stromes treibt sie, wie Schwemmholz, bald in's Gestrüpp, auf eine Sandfläche, wo sie jämmerlich hängen bleiben.

Unser Prophet Jonas wollte in der sündigen Stadt Ninive nicht mit und nicht gegen den Strom schwimmen,

und lief davon. Er war also ein gutgesinnter Prophet! Der Himmel wollte haben, er solle in Ninive Gesetz, Vernunft und Moral predigen! Das ist aber eine schwere Aufgabe, m. f. H. u. H.! in einer revolutionirten Stadt zu predigen, und nun gar Gesetz, Vernunft, Moral!

Das war in Ninive dazumal sehr gefährlich; hätte er Gesetz gepredigt, hätten ihn die Demokraten aufgehängt; hätte er Vernunft gepredigt, hätte ihn die Universität aufgehängt, und hätte er Moral gepredigt, hätten ihn die freien Frauen aufgehängt!

Er verließ also Ninive Anfangs October, und schiffte sich ein, wahrscheinlich wollte er nach England, wohin alle jene gehen, die Propheten genug waren, wie sie noch auf der Ministerbank saßen, sich auch in der englischen Bank sicher zu stellen!

Also Jonas schiffte sich ein, da kam ein Sturm, die Schiffsleute umringten ihn und fragten: „Wer bist Du?" Und er antwortete: „Ich bin ein Ebräer, und die sagen, das Wasser hat keinen Balken!" Da warfen sie ihn über Bord in's Meer, was ihn etwas überraschte, da er nur Land-Prophet war; aber der Himmel verläßt seine Propheten nicht, beschert er ihnen kein Fleisch, so beschert er ihnen doch Fisch; Neptun schickte aus seinem Reiche den Wallfisch als Reichs-Commissär zu Jonas ab; der Reichs-Commissär verstand darunter, daß der Prophet in ihm ganz aufgehen sollte, und er verschluckte den Propheten! der arme Schlucker!

Der Prophet Jonas schien nicht einmal ein guter „Wetterprophet“ gewesen zu sein, denn er hat den Sturm nicht vorausgesehen, der im Anzuge war.

Er war kein rechter Wetter-Prophet, sondern weit mehr ein Linker; solche Classe Wetter-Propheten finden wir auf der Linken in Frankfurt, die haben auch sich in dem Schiff der Paulskirche eingeschifft, haben den festen Boden verlassen, und haben den Sturm auch nicht vorausgesehen, der ihre Häupter in diesem Augenblick ergreift und den sie über das unschuldige Schiffsvolk heraufbeschworen haben. Diese falschen Propheten im Schiffe der Paulskirche haben nicht, wie jener Held, das Schiff verbrannt und sich auf's Land geworfen, sie haben sich in's Schiff geworfen und haben das Land dem Brande und der flammenden Fackel preisgegeben!

Dieses Frankfurter Schiff sollte erst ein „Dreidecker“ sein, dann ein kaiserlicher „Einmast“, jetzt ist es blos zu einem „Brander“ geworden.

Wenn man all' die Reden hört, die in diesem Paulskirchenschiffe losgelassen werden, so überzeugt man sich, daß dieses Schiff ein Dampfschiff ist.

Die Einrichtung in diesem Parlamentsschiffe ist ganz wie in einem Dampfschiffe. Im Centrum ist der Kessel, dem wird von beiden Seiten eingeheizt. Links ist das Schwungrad und rechts der — Cylinder! Der Ministertisch ist die Pumpe, die immer Wasser schöpft und den Dampf abkühlt. Dann sind Heizer da, die sich damit beschäftigen, das Feuer anzuschüren

und unterzuzünden, und das Brennmaterial geht in diesem Schiffe nie aus, da die verschiedenen Parteien sich gegenseitig stets die Kohlen auf's Haupt sammeln!

Ach, m. f. H. u. H.! wie soll aber im Ernste ein Schiff sicher seinem Ziele zusteuern, durch Sturm und Wind, wenn die Lenker nur die falschen Wogen zu Rathe ziehen und nicht den wahren, unveränderlichen Himmel! Wenn der Stern oben fehlt, m. f. H. u. H.! dann nützt der Tubus unten nichts! Wer die Lichter Gottes am Himmel verschmäht, der folgt am ersten den Irrlichtern der Erde!

Leider, m. f. H. u. H.! behandeln gewisse Demokraten die Völker wie die Astronomen die Sterne, sie beobachten und beurtheilen blos ihre Bewegung und nicht ihre Natur; auf der andern Seite glauben wieder manche Aristokraten: der Stern der Völker sei trüb, weil sie ihn durch einen trüben Operngucker anschauen!

Der Mensch, m. f. H. u. H.! hat eine große Schuld dem Zeitgeiste zu bezahlen, allein er deckt, nach der Mode, das Deficit stets durch neue Schulden; der Zeitgeist aber hat auch seine Schuld an die Menschheit zu bezahlen, und er bezahlt diese Schuld in „Raten", d. h. in Demokraten und Aristokraten, und man muß gestehen, die Aristokraten zahlen zwar die Menschheit gut aus, aber die Demokraten geben ihr den letzten Rest!

Unsere Zeit, m. f. H. u. H.! ist wie die Prinzessin Eboli, eine sehr hübsche Person, aber auf einem Auge

blind; die Demokraten sind die Schmeichler, sie malen dem Volke die Zeit nur von der Seite, wo sie ein Auge hat und rufen: „Welch' ein schönes Auge hat die Zeit!“ Die Gegner aber malen die Zeit von ihrer blinden Seite und sagen: „Wenn wir sie nicht langsam leiteten, so fällt sie auf die Nase.“

Unser Volksgeist aber hat wieder ein anderes Gebrechen: auf dem linken Ohre hat er ein feines Gehör, und auf dem rechten ist er taub! Dazu kommt die Verkehrtheit, daß gerade die Leute, die auf seiner linken Seite gehen, ungeheure Lungen haben und unbändig schreien, die auf seiner rechten und tauben Seite gehen, aber eine sehr schwache Stimme besitzen und nur ganz leise sprechen!

Zuletzt, m. f. H. u. H.! wird sich der Volksgeist umkehren, dann werden die von der linken Seite tauben Ohren predigen, und das Wort der Rechten wird in das gesunde Ohr dringen!

Sie sehen, m. f. H. u. H.! ich spiele auch den kleinen Propheten; dafür hab' ich auch schon zuweilen drei Tag' in einem Sicherheits-Wallfischbauch logirt! — Vielleicht ist ein Wallfischbauch das einzige Vaterland des Propheten; denn: „Wo ist des Propheten Vaterland?“ — „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande!“ Der Mensch aber weiß nur mit Gewißheit, wo sein Mutterland und nicht wo sein Vaterland ist, und selbst der Prophet weiß es nicht, denn er ieht nur das, was geschehen wird, und nicht, was

geschehen ist! Also, wo soll der arme Mensch Prophet werden?

Bisher gab's in Deutschland achtunddreißigerlei Propheten; wenn ein Sigmaringener Prophet in seinem Vaterlande nichts gegolten hat, so sagte er zum Reuß-Greitz-Schleitzer Propheten: „Tauschen wir Vaterland!" Jetzt sollen alle deutschen Propheten und Prophetlein nichts als preußische Propheten sein; die kleinen Propheten sind damit zufrieden, sie geben sich für Preußen auf, das ist ihre „Preisaufgabe", die großen Propheten aber sagen:

„Um keinen Preis!"

Unser Prophet Jonas war also in Zweifel, welches sein Vaterland sei, verließ zur größeren Gewißheit lieber alles Land und begab sich auf's Meer, welches das eigentliche Vaterland Aller ist, die im Lande ihrer Väter mehr Stürme zu befürchten haben, als auf dem Wasser.

Kaum war Jonas in seinem schwimmenden Hausarreste, als er zu beten anfing, und Gott anrief und sagte: „Er wolle seine Vergangenheit durch die Zukunft wieder gut machen." Der Mensch, m. f. H. u. H.! hat nur eine Vergangenheit; das Leben, nur eine Gegenwart: die Gottheit, und nur eine Zukunft: den Himmel. Und jeder Mensch, der in diese Zukunft: in den Himmel sieht, ist ein Prophet; aber jetzt, m. f. H. u. H.! will man der Welt Alles rauben! Der Erde ihre Blumen, dem Himmel seine Sonnen, der

Luft ihren Regenbogen, dem Schiffer seinen Stern, dem Gewissen seinen Glauben, dem Herzen seine Liebe, dem Volke seine Treue, der Freiheit ihre Grenzen, dem Kinde seine Unbefangenheit, der Blume ihren Duft, dem Gebete seine Kraft, der Seele ihre Zukunft und dem Unglücklichen seinen Gott.

Nicht nur die Erde soll keine Herren mehr haben, auch der Himmel nicht! Die Menschen sagen: „Der liebe Herrgott hat auch einen Zopf!" und sie machen sich Jeder einen Gott nach Belieben. Nur in diesem einen Puncte sind die Menschen dankbar gegen Gott! Weil Gott die Menschen in seinem Ebenbilde gemacht hat, macht jeder Mensch sich einen Gott nach seinem Ebenbilde!

Unsere Ultra-Liberalen glauben, weil Gott sich Welten durch ein zerstörendes Princip erschaffen kann, so könnten sie auch die Welt neugestalten, wenn sie nur erst Alles zerstören; allein unser Herrgott hat sich Zeit gelassen, er hat die Welt in sechs Tagen gemacht, wir wollten im vorigen Jahre eine neue Welt in drei Tagen machen! Unser Herrgott hat einen Tag geruht, wir geben gar keine Ruhe!

Die Freiheit kommt von Gott, sie ist ein Kind des Himmels, eine Gabe der Vorsehung, wie die Sprache, wie das Glück, wie die Religion, wie die Hoffnung, aber eben weil sie von Gott kömmt, und nicht vom Satan, so soll man sie wie einen Engel empfangen mit einem englischen Gruße, und nicht wie einen Dämon mit dunkeln

Beschwörungsformeln; weil sie kömmt vom Himmel und nicht von der Hölle, soll sie uns voranleuchten wie ein Stern und nicht wie eine Brandfackel!

Manche Fanatiker, die am Bau der Freiheit bauen und die den tollwilden Freiheitsschwindlern jede Concession machen, sind wie unvermögende Bauherren, die das Haus verkaufen, um die Arbeiter zu bezahlen!

Leider aber hat sich die Trunkenheit des edlen Getränkes der Freiheit bemächtigt; die Begeisterung ist zum delirium tremens geworden; Geifer wird für Lava gehalten, saure Milch für fließendes Gold, und weil manche in die Zukunft hinein nießen, hält man sie für Propheten! Aber die wahren Propheten schweigen leider, denn nie ist's gefährlicher, wahr zu sagen, als wenn der Glaube fehlt und nur die Lüge prophetisch durch die Menge zieht.

Das wußte der arme Prophet Jonas; und darum wollte er der Stadt Ninive nichts mehr sagen! Aber seinem Schicksale kann kein Mensch entgehen, nicht einmal ein Prophet!

Es ist mit dem Schicksale der Völker wie mit dem Schicksale der Fleckenputzer, sie putzen und reiben ewig an den Flecken, aber sie — bringen nichts heraus! Die Weiber halten jeden Courmacher für ihr Schicksal und die Männer halten jedes Schicksal für ihren Courmacher. Die großen Männer, Helden, Geister u. s. w. und ihre Statuen haben ein entgegengesetztes Schicksal! Die großen Männer schätzt die Welt nur, wenn sie einge-

graben werden, und ihre Statuen nur, wenn sie ausgegraben werden!

Die Propheten haben das Schicksal, entweder ausgesperrt oder eingesperrt zu werden; und verschlingt sie auch kein Wallfisch, so verfolgen sie dafür die Stockfische!

Jonas im Wallfischbauche hatte gewiß Langeweile, aber er muß doch Journale gehabt haben, denn er sagte: Schilf und Blätter bedecken mein Haupt!"

Wir wissen nicht, ob Jonas die Blätter bei sich hatte oder ob der Wallfisch Abonnent auf verschiedene Blätter war. Vielleicht sind die Wallfische selbst Redacteure, es ist wahrscheinlich, denn sie haben ein so großes Maul, daß sie die Wahrheit mit Haut und Haar verschlucken: Ja, gewiß sind die Wallfische Redacteure, darum wetteifern alle Regierungen so sehr mit dem — Wallfischfange! Was mögen das für Zeitungen gewesen sein, auf die ein Wallfisch pränumerirt ist? Gewiß conservative, sonst könnte er nicht tausend Jahre alt und so fett werden!

Der Prophet Jonas aber las nur „officielle Zeitungen", denn, um aus unsern officiellen Zeitungen Etwas zu erfahren, muß man wirklich selbst ein Prophet sein!

Wir haben dreierlei Blätter: „officielle Blätter", „Oppositions-Blätter" und „gutgesinnte Blätter". Die „officiellen Blätter" sind wie die Trommeln, durch Anderer Trauer kommen sie in Flor, und wie sie in Flor

kommen, wird ihre Stimme immer gedämpfter! Die „Oppositions-Blätter" sind wie die schlechten Aerzte, sie halten die Wassersucht der geschwollenen Zeit für gute Hoffnung! Sie curiren die Krankheit nicht und curiren blos den Puls; und für die Fieberhitze und das Delirium des Kranken verschreiben sie einen Rausch und einen Haarbeutel! Manche dieser „Oppositions-Blätter", welche sich mit der Opposition morganatisch, auf der Linken trauen lassen, gehen dann eine andere Heirath auf der rechten ein, dann machen sie es, wie alle Frauen, wenn sie heirathen, sie nehmen einen andern Namen an!

Die sogenannten „gutgesinnten Blätter" aber sind leider wenigstens in einem Puncte die edelsten unter allen Blättern! Denn man macht den meisten Blättern den Vorwurf, daß sie ihre Quellen nicht angeben, unsere gutgesinnten Blätter sind in dieser Hinsicht sehr gewissenhaft, sie geben Alles an!

Solche Blätter nageln die Freiheit an's Kreuz und bringen dem Pranger einen Lorbeerkranz, wenn an ihm eine redliche Freiheitsbestrebung ausgestellt wird. Dem schon gefangenen Wilde hetzen und bellen sie nach, verdächtigen Jeden, der auf dem schmalen Seile zwischen Ultra-Freiheit und Servilität mit festem Schritte die Mitte hält, und bestätigen die alte Erfahrung, daß immer nur die Hunde den Löwen hetzen, aber niemals hetzen verkehrt die Löwen einen Hund!

Wir haben Gottlob uns überzeugt, daß von der

umsichtigen und gradgesinnten Behörde solche Organe selbst desavouirt worden sind; denn von einem Baume mit solchen Blättern läßt sich keine saubere Blüthe erwarten, geschweige denn eine gute Frucht!

Der Prophet Jonas muß ein solches elendes Blatt gelesen haben, denn selbst der Wallfisch konnte das nicht mehr dulden, es wurde ihm zu Ekel und er spie ihn aus! —

Und der Prophet kam wieder nach Ninive, und fing wieder zu predigen an, und er sprach zu den Einwohnern von Ninive: „Es sind so manche unter Euch, die da gesündigt haben, aber es sind noch mehr unter Euch, die dem Herrn anhängen und dem göttlichen Gesetze!

Man hat den Boden aufgerissen, jetzt ist Zeit, gute Saat in ihn zu streuen! Ihr habt drei Säetage gehabt, aber man hat Euch viel Unkraut in den Weizen gesäet, jetzt ist Zeit, Unkraut auszujäten und die edle Saat zu fördern; nach der Furche kommt der Halm, dann die Aehre, dann die Ernte, der Himmel mag sie schützen vor Brand und vor Janhagelschlag! Die animalische Blindheit hat aufgehört, die gesellschaftliche Vorsicht ist mißthätig worden! Eine junge Sonne ist Euch aufgegangen, die gesegnete Verkünderin eines schönen Morgenroths, der ersehnte Vorbote eines gewitterlosen Tages, an dem Licht statt Blitz, Eintracht anstatt Kampf, Versöhnung anstatt Verfolgung herrschen wird!

Der junge gekrönte, liebliche Tag naht nicht als

ein Verhängniß, sondern als eine Vorsehung, nicht als eine Ahndung, sondern als eine Sendung, nicht als eine Sonne allein, sondern als ein Regenbogen, der gerade auf dem dunkeln Hintergrunde und auf den noch fallenden Thränentropfen die strahlende Friedenspforte aufbaut, als Gnadenbund und göttliches Zeichen der Versöhnung!

So geht denn einig und friedlich dem neuen Tag entgegen; Sonn' im Auge, Liebe im Herzen, Glaub' in der Seele, Licht im Busen, Vertrauen im Gemüthe, wahre Freiheit im Gedanken, Treue und Ausdauer im Wollen, und die Offenbarung einer sonnigen Zukunft wird wahr und klar werden!

So ungefähr sprach der Prophet und Gott vergab Allen, die gefehlt hatten in der Stadt Ninive, denn das Alphabet göttlicher Tugend beginnt beim himmlischen Worte: Amnestie!

Jonas aber verdroß es, daß Gott Verzeihung angedeihen ließ, ja, es gibt solche Heilige auch, die der Versöhnung grollend entgegentreten, und Jonas wandelte aus der Stadt und lagerte sich unter einem Kürbiß ein; als aber der Kürbiß verdorrte, weinte der Prophet und Gott sprach: „Dich dauert ein zu Grunde gegangener Kürbiß, und mich soll nicht erbarmen eine Stadt, die tausend und tausend Einwohner hat?!" Das, m. f. H. u. H.! heißt gesprochen wie ein Gott!

Kleine historische Studien,

oder:

Welche Geschichte ist jetzt eine curiosere Geschichte: die Weltgeschichte oder die Geldgeschichte?

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! reimt sich auf Geld! Das ist eine alte Geschichte, aber unsere alten Geschichten sind doch noch immer angenehmer als unsere neue Geschichte; das ist auch schon eine alte Geschichte!

Ueberhaupt sind alle unsere jetzigen neuen Geschichten lauter alte Geschichten, z. B. die allerneueste orientalische Frage, wenn man den Taufschein nachsieht, ist sie auch schon eine alte Geschichte.

Es geht mit der orientalischen Frage wie mit jenem Pferde. Ein Bauer wollte nämlich seinem Pferd das Essen abgewöhnen, er entzog ihm erst die Gewalt über Heu und Gras, dann entzog er ihm alle orthodoxen Erdäpfel. Drei Tage lang hielt das Pferd diesen historischen status quo aus, am vierten Tage nahm es sich die Freiheit, seine frühere Selbstständigkeit zu behaupten und in's Gras zu beißen. Der Bauer hätte das Roß gerne wieder auf den status quo ante gebracht, und rief verwundert aus: „Es ist merkwürdig, es war so schön an

den Hunger gewöhnt, da ist es unvorsichtigerweise an einer Eventualität gestorben!"

Die alte orientalische Frage war schon so schön an Altersschwäche gewöhnt, sie hätte mit dieser Altersschwäche so schön fortzittern können, da stirbt sie an der Jugendfreundschaft.

Ich habe gesagt, m. f. H. u. H.! die ganze Welt reimt sich auf Geld! Jetzt werden sie begreifen, warum die ganze Welt jetzt ungereimt ist! Die ganze Welt geht jetzt herum wie ein unglücklich geliebter Dichter und sucht ihren Reim Geld! Sie sucht in allen Taschen, aber es reimt sich nichts.

Die reiche Welt sagte zum Geld: „Reim Dich oder ich freß' Dich!" und die reiche Welt hat das Geld ganz allein gefressen, und die andere Welt sagt: „Ich wünsche wohl gespeis't zu haben."

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H.! die reichen Leute essen das Geld und den armen Leuten thut davon der Magen weh! Die reichen Leute speisen das Geld und die armen haben das Verdauungsfieber.

Die Weltgeschichte, m. f. H. u. H.! ist ganz wie die Geldgeschichte! — Wenn man in der Weltgeschichte ganz weit zurückgeht, kömmt man zum Fabelreich; wir sind jetzt in der Geldgeschichte so weit zurückgegangen, daß es in's Fabelhafte geht!

Jeder Fabel aber muß eine Moral zu Grunde liegen, welche Moral liegt nun der Fabel „Kein Geld" zu Grund?

Ich bitte Sie, m. f. H. u. H.! das von mir zu erfahren; in dieser Beziehung bin ich der moralischste unter Ihnen, wenn Sie es erlauben!

Die Moral von der Fabel „Kein Geld" ist der große Grundsatz alles Fleißes und aller Industrie, nämlich: „Der Mensch soll seine Hände nicht in die Tasche stecken!" Der Mensch muß nicht in's Leere hineinspeculiren!

Wenn man in der Weltgeschichte ganz zurückgeht, gelangt man zum ersten Menschen, wenn man in der Geldgeschichte soweit zurückgeht als man kann, kommt man zum letzten Menschen!

Adam, m. f. H. u. H.! war der erste Mensch, der kein Geld hatte, deshalb hat er so gut geschlafen! Er hat sich gedacht, was kann man mir nehmen?

Aber wenn der Mensch Unglück hat,
Da findet ein Wunder statt,
Er legt sich nieder im Paradies,
Und schlummert sanft und schlummert süß,
Und schläft gesund an Seel und Leib,
Und steht dann auf und hat ein Weib!

Aber glauben Sie nicht, m. f. H. u. H.! daß Adam und Eva ihr Paradies fühlten, für Adam und Eva gab es kein Paradies, denn sie hatten keine Kindheit, sie waren nie Kinder! Wer nie ein Kind gewesen ist, dem fehlt das wahre Paradies der Seelen: die Erinnerung!

Können sie sich ein Paradies denken, in welchem für den Menschen kein Baum der Rückerinnerung blüht?

Wie kann es ein Paradies für ein Herz geben, das sich an keinen Vater zu erinnern hat, an kein Wiegenlied, an kein Kindermärchen, an kein Weihnachtsbäumchen, an keine Seifenblasen?

Ein Mensch ohne Kindheit ist ein Buch ohne Vorrede und Einleitung, ein Tag, der keine Morgenröthe hatte, ein Baum, der nie geblüht hat.

Das Paradies steht nicht um uns, es steht in uns. Es ist falsch zu sagen, der Mensch kommt ins Paradies oder in die Hölle! Man muß sagen: „das Paradies oder die Hölle kommt in diesen Menschen!"

Im Herzen des Menschen steht ein Eden, ein Garten Gottes, und inmitten des Gartens, im Herzen, steht der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntnisses, und im Herzen des Menschen d'rin lebt die Schlange, die ihn reizt, die Zankäpfel und Schlafäpfel zu pflücken und im Herzen des Menschen d'rinnen wandelt die Stimme Gottes warnend und fragend: wo bist Du? Und der Gott im Herzen selbst ist es, der nicht den Menschen aus dem Paradies jagt, sondern der das Paradies aus dem Herzen verjagt, und das Herz hinter dem Paradies abschließt.

Alle Kriegs- und Friedensstimmen im menschlichen Herzen, m. f. H. u. H.! erschallen als Fragen und Fragezeichen; eine jede Frage im Leben, in der Weltgeschichte, in der Geldgeschichte, in der Herzgeschichte ist nichts als eine Lockangel, eine Schlinge. Ein jedes Fragezeichen ist ein Ding, das an beiden Seiten einen Haken

hat und woran man also auf jeden Fall hängen bleibt. Eine jede Frage ist der Anfang einer Kriegserklärung! Der Himmel hat Adam gefragt: „Wo bist Du?“ um ihn aus dem Paradies zu vertreiben. Er hat Kain gefragt: „Wo ist dein Bruder Abel?“ um Kain flüchtig und unstät zu machen. Bei jeder Hochzeit gehen zwei Fragen voraus: „Willst Du ihn?“ — „Willst Du sie?“ und dann geht der Krieg los! Eine jede Frage ist ein casus belli. Ich habe alle Fragen der Welt- und Geldgeschichte durchstudirt und bin dadurch zu der Erfahrung gelangt, daß, wenn mich Jemand fragt: „Wie befinden sie sich?“ ich mich auf den Kriegsfuß setze und ein Anlehen ausschreibe. Wenn man mit den Frauenzimmern Krieg führen will, hat man nichts als eine Frage dazu nöthig: „Mein Fräulein, wie alt sind sie?“

Die Verfasserin der Weltgeschichte selbst, wenn sie wissen will, wie die Weltgeschichte steht, gebraucht eine Frage dazu, sie geht auf die Börse und fragt: Wie steh'n die Actien? Stehen sie, so steht die Weltgeschichte, gehen sie, so geht die Weltgeschichte, steigen sie, so steigt die Weltgeschichte, und fallen sie, so fällt die Weltgeschichte! Und wenn einmal Rothschild alle Actien aufkauft, so wird die Weltgeschichte in Ruhestand versetzt mit erhöhtem Character als „Waise aus Lowood!“

Welches war die erste brennende Frage?

Die erste brennende Frage fand zwischen Abraham und Isaak statt. Abraham sollte seinen eigenen Sohn als

Brandopfer darbringen. Er stand sehr früh auf, sattelte einen Esel und seinen Sohn, und er spaltete Holz und machte ein großes Feuer an; da fragte Isaak: „Da ist Holz und Feuer und Alles brennt schon, aber wo ist das Opfer, wo ist das Schaf?“ Das war die erste brennende Frage; denn bei solchen brennenden Fragen ist immer der Kern der Frage: „Wo ist das Schaf, das geopfert werden soll?“

Alle Fragen sind brennende Fragen, einige sagen, das Feuer ist zufällig entstanden, die andern sagen, es wäre gelegt, beides ist nicht wahr, es geht natürlich zu, daß die Fragen brennen, es geht ihnen wie Heu, sie sind so lang auf einem Haufen gelegen, bis sie aus Fäulniß zu brennen anfangen.

Wenn so eine Frage irgendwo in der Weltgeschichte brennt, da kommen die Diplomaten, das sind die Löschanstalten; denn warum nennt man Löschanstalten Löschanstalten, sie machen immer nur Anstalten! Bei diesen Fragen, die brennen, ist mir immer ein verschiedener Sprachgebrauch klar geworden. Man sagt nämlich von den Löschanstalten: „da kommen die Feuerspritzen!“ — man sagt aber nicht: „da kommen die Wasserspritzen!“ Das ist bei einer politischen brennenden Frage ganz in der Ordnung: wie so eine Frage brennt, kommt gleich ganz Europa mit den Stadtspritzen zu Hilfe, aber die Einen kommen mit Wasserspritzen und helfen löschen, die andern kommen mit Feuerspritzen und helfen brennen.

Bei so einem Feuer muß man sich in Acht nehmen.

daß sich unter die, welche löschen, keine Diebe einschleichen, welche die Gelegenheit benützen!

Der brennende Orient mit seinen Feinden erinnert mich an ein Schulexamen, dem ich einmal beiwohnte. Der Schullehrer fragte: „Wenn mich Jemand von rückwärts in den Bach stößt, was ist dieser Mann?“ Der Knabe erwiderte: „Das ist mein Feind!“ — „Bravo, mein Sohn,“ erwiderte der Schullehrer, „und wer ist Dein Freund, mein Sohn?“ — „Mein Freund ist, der mich von vorne hinein stößt!“

In der brennenden Frage der Weltgeschichte sind die Diplomaten die Löschanstalten! Aber in der Geldgeschichte gibt es auch brennende Fragen! — Die erste brennende Geldfrage war folgende: Als Abrahams Frau starb, kaufte er einen Begräbnißplatz von Ephron, und als er bezahlen wollte, sagte Ephron: „Was sind 400 Sekel Silbergeld zwischen dir und mir?“

Ephron hat nicht gefragt: „Was ist die Bagatelle?“ um ihn das Geld zu schenken! Gott bewahr! er hat sich blos erst erkundigt, wie das Silber steht!

Abraham, der seine Frau in dem gekauften Grundstück begrub, sagte, ich bezahle das Geld mit Vergnügen, für 400 Silbersekel mache ich ein glänzendes Geschäft.

Die brennendste Geldfrage ist, wie ich schon einmal sagte, die Frage: „Wo nimmt man Geld her?“

Schon vor einem Jahre habe ich das Vergnügen gehabt, Ihnen diese Frage vorzulegen, aber ich habe nicht

das Vergnügen gehabt, daß Sie mir darauf eine befriedigende Antwort gegeben hätten.

Ich wiederhole Ihnen also die Frage und sage mit König Philipp: „Ich gebe Ihnen zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken!“

Die Frage, wo nimmt man Geld her, ist auch dieselbe Frage, die der Mensch frei hat an das Schicksal und dem Weltgeist näher steht als sonst; aber glauben Sie, das Schicksal gibt eine Antwort? So wenig wie Sie, m. f. H. u. H.! Vierzig Jahre nacheinander frage ich das Schicksal schon: „Verehrtes Schicksal, ich bin so frei, die große Frage, die man an Sie frei hat, zu fragen: „Wo nimmt man Geld her?“ Aber das Schicksal macht das Maul nicht auf, nicht das Maul und nicht die Tasche; das ist eine empfindliche Maultasche! Wenn man diese Frage: „Wo nimmt man Geld her?“ an das Schicksal stellt, so ist's wohl möglich, daß man dem Weltgeist nahe steht, aber man steht dadurch nicht näher dem Geldgeist!

Vom Himmel wird einmal jedem Menschen Geist gegeben; er hat den Menschen den Geist durch die Nase eingeblasen! Wenn der Mensch nies't, so ist das nichts als ein Zeichen, daß der Geist gerne heraus möchte, darum wenn Jemand nies't, glaubt man, er will etwas Geistreiches unternehmen und sagt mitleidig: „Helf Gott!“ Darum bekommen die geistreichen Menschen die meisten Nasen. Jene Nase, die ein Mann von Geist bekommt, ist nichts als die Bedeutung: „Du hast von

der Natur eine Nase, durch die Dir der Geist eingeblasen wurde, hier hast Du eine, durch die Dir der Geist ausgeblasen wird."

Wenn der Mensch geboren wird, m. f. H. u. H.! läuft die Natur in die Apotheke und sucht unter den Geistern, die sie ihm in die Nase blasen soll; da steht Weltgeist, Geldgeist, Lebensgeist, Flattergeist, Schwindelgeist, politischer Geist u. s. w. Darauf geht die Blaserei an! Nun kömmt's auf die Bauart der Nase an, wie viel Geist durch sie durchgeblasen werden kann! Wenn ich nicht ein lebendiges Beispiel vom Gegentheil wäre, würde ich sagen: je breiter die Nase, desto mehr Geist wird ihr eingeblasen.

Weil dem Menschen der Geist durch die Nase eingeblasen wird, muß durch die Nase auch erkannt werden, ob er wirklich todt ist oder den Geist aufgegeben hat, man legt ihm nämlich eine Feder unter die Nase, ob er sie wegbläs't oder nicht!

Einem Gelehrten, dem der Geist der Wissenschaft eingeblasen wurde, m. f. H. u. H.! fehlt immer etwas, entweder die frische Gesichtsfarbe, oder der Athem, oder eine ordentliche Köchin, oder ein Dictionär, oder ein Rockknopf, und wenn ihm auch gar nichts fehlt, so fehlt ihm mindestens der gesunde Menschenverstand.

Wie weiß man, m. f. H. u. H.! was ein gesunder Menschenverstand ist oder ein kranker Menschenverstand?

Was ist überhaupt Gesundheit? Gesundheit ist Unbewußtheit der Körperlichkeit, man muß von sich gar

nichts spüren, dann ist man gesund; wenn man spürt, daß man einen Fuß hat, dann thut Einem der Fuß weh, wenn man spürt, daß man einen Magen hat, dann thut Einem der Magen weh, wenn man spürt, daß man einen Kopf hat, dann thut Einem der Kopf weh, wenn man spürt, daß man eine Frau hat, dann thut Einem die Frau weh u. s. w. So ist's auch mit dem Verstand, sobald man spürt, daß man Verstand hat, so thut Einem der Verstand weh; ja sobald nur die Andern spüren, daß wir Verstand haben, so thut er uns schon weh! Also ein gesunder Menschenverstand ist, wenn der Mensch gar nicht erinnert wird, daß er Verstand hat.

Ich versichere Sie, m. f. H. u. H.! jedem gescheidten Menschen thut sein gesunder Verstand weh, wenn er sich in der Welt umsieht und alle die kranken Verstände ansieht, die Alles bekommen und denen man Alles nachgibt, wie man allen Kranken viel nachgibt, während der gesunde Verstand gar nichts bekömmt.

Die Welt ist in Beziehung des Verstandes ein allgemeines Krankenhaus, viel gesunde Menschenverstände stellen sich krank, weil sie als gesund gar nichts mehr zu leben haben! Für einen kranken Verstand gibt es auch Doctoren, sie heißen Irrenärzte, d. h. Aerzte, die sich immer irren! Sie stehen vor dem Kopf, wenn etwas drinnen gesprungen ist, wie Jemand vor der Thüre eines verschlossenen Zimmers, in welchem er etwas klirren hörte, sie schauen durch's Schlüsselloch, durch die Augen, durch den Puls u. s. w., in den verschlossenen Kopf,

und nun rathen sie, was kann da drin zerbrochen oder gesprungen, und richtig irren sie sich fast immer. Aber die Irrenärzte sind doch glücklich in ihren Curen, wie sie anfangen so einen bettlägrigen Kranken zu behandeln, wird er gleich gesund, d. h. geht er gleich aus! —

Man sagt, ein Doctor darf kein Herz haben, nichts lieben, nichts hassen, es ist nicht wahr, ein jeder Doctor liebt wenigstens ein Mal in seinem Leben leidenschaftlich, mit aller Jugendgluth, mit Schwärmerei: seinen ersten Patienten!

Diese seine erste Liebe ist die schönste Zeit seines Lebens! Wie liebt er seinen Gegenstand, den einzigen Gegenstand seiner Liebe, Alles verschreibt er ihm, und er heuchelt nicht, wenn er sagt: ich liebe Dich bis zum Tod!

Die Liebe, m. f. H. u. H.! spielt in der Weltgeschichte und Geldgeschichte eine große Rolle!

Für einen Weltmann, der die Welt, den Weltlauf kennt, ist es eine große Weltweisheit, so oft und so viel zu lieben als es möglich ist. Je öfter der Mann geliebt hat, ein desto größerer Philosoph wird er, ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, m. f. H. u. H.! wenn der Mensch so dreißig bis vierzig Jahre lang in jedem Jahr so ein paar Liebschaften aufgearbeitet hat, dann ist er ein Philosoph, er ist nämlich darauf vorbereitet und daran gewöhnt, bei jeder Gelegenheit — vergessen zu werden!

Was ist die echte Liebe? Der Mensch sucht schon in der ersten Kindheit ein zweites Herz, sein Herz sucht nach einem andern Herz, es schickt des Nachts seine Träume, des Morgens seine Lerchen, des Abends seine Glockentöne und zu jeder Zeit seine weichen Stunden und lieblichen Gedanken ihm zu, und die zwei Herzen stehen wie zwei Flammen auf getrennten Bergen und dazwischen Wiesen, Sturzbäche und Abgründe; über ihnen ziehen Sterne auf und nieder, Nachtigallenklänge, Echotöne, Gedanken schiffen hinüber und herüber, und plötzlich rückt ein lächelnder Engel die Berge nahe, die Flammen spielen.

Flammen spielen ineinander, die Herzen umfassen sich, aber sprechen können sie nicht, aber die zwei Herzen sind unter vier Augen allein, und die vier Augen weinen eine Thräne, und die vier Augensterne ziehen durch einen Himmel und dieser Himmel ist ein Himmel in zwei Herzen und das ist die Liebe!

Das ist die echte, reine Liebe; aber es gibt auch eine gemischte Liebe, wie es eine gemischte Ehe gibt.

Manche Frauenherzen sind wie die Zeitungen, sie leben nur immer von Neuigkeiten! Wenn sie gar nichts Neues haben, so machen sie sich eine falsche telegraphische Depesche!

Jetzt, m. f. H. u. H.! ist bei den Männern die Liebe aus der Weltgeschichte in die Geldgeschichte übergegangen.

Heirathen muß jeder Mann, man darf sich nicht selbstsüchtig einer allgemeinen Calamität entziehen.

Die Liebe ist jetzt eine Zigeunerin, sie wahrsagt nur aus der Hand und nur wenn man Geld darauf legt. Der Beweis, daß ein Mädchen jetzt geliebt wird, liegt auf der Hand!

Geld! Geld! Die Männer wollen jetzt beim Austausch der Herzen noch etwas darauf haben!

Man sollte eine Mädchen-Börse errichten, wo man auf Mädchen wie Nordbahn auf Zeit abschließt! Das Heirathen ist bei den jetzigen Männern ein Börsengeschäft geworden!

Es wäre für die verheiratheten Männer sehr gut, wenn auch die Frauen auf der Börse als Nordbahn betrachtet würden, wenn sie ihre Frauen auf eine Zeit lang in die Kost geben könnten!

Unsere Jünglinge, wenn sie lieben, sie fordern keine Gegenliebe, sie begnügen sich mit Gegengeld! —

Geld ist die Weltseele!

Dem Jüngling ist seine Geliebte die Welt, aber er sieht nur auf die Seele, auf's Geld! Sie muß ihm die Seele verschreiben und in der Ehe liebt er sie aufrichtig und treu so lange, bis ihr die Seele ausgegangen ist.

Lesers Leiden durch politische Sprichwörter.

Es gab einmal eine Zeit, über welche sich schon Jean Paul beklagte, und in welcher man nicht zwei Seiten lesen konnte, ohne auf ein literarisches Sprichwort zu stoßen. Die deutschen Schriftsteller benagten die Wolfszähne dieser Sprichwörter, um die eigenen Autorzähnlein zum Durchbruch zu bringen. Alle Augenblicke lasen und hörten wir die fetten Sprichwortsweiden:

„Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!“

oder: „Nicht allen Bäumen verlang' ich eine Rinde gewachsen!“

oder: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt!“

oder: „Es will der Topf von Eisen mit einer gold'nen Zange aus dem Feuer gehoben werden!“

oder: „Der Mensch ist dem Menschen immer lieber noch als ein Engel!“

Die deutsche Schriftstellerei hörte nicht auf, diese Sentenzen-Eier unaufhörlich zu begackern.

Ebenso geht es jetzt in unserer journalistisch-poli-

tischen Welt mit den politischen Sprichwörtern. Hat irgend ein ausgezeichneter Mann ein bedeutungsschweres Wort ausgesprochen, husch, da kommen die Journalisten, Freiheitsmänner, und schnappen diese Apropos-Geburt auf, und wiederkäuen sie aus einem Lesemagen in den andern, und werfen sich diesen Fangball immer und ewig wieder zu, und zerbeißen dieses politische Sprichwort, bis es ganz zerfasert, zerfetzt und unkenntlich geworden. Sie nehmen es Morgens zum Frühstück, tragen es als Kräutersäckchen auf der Brust, brocken es in die Mittagssuppe, genießen es zum Abendbutterbrot und legen sich darauf zu Bette.

Lafayette hat von einem

„monarchischen Thron mit republikanischen Institutionen"

gesprochen. Wie vielmal haben uns seitdem deutsche, französische und englische Blätter und Redner diesen monarchischen Cotillon mit republikanischen Figuren vorgetanzt? Wie die Frösche nach dem Regen sprangen in allen Blättern diese Lafayettischen monarchischen Halbstiefel herum. Man hörte sechs Monate lang nichts als den ewig fortrollenden Widerhall des monarchischen Throns mit republikanischen Institutionen. Sprachen unsere Journalisten vom Malzaufschlag oder Freiheit, von Censur oder Lederfabriken, immer hing ihnen dabei die schlank gewachsene Redensart:

„ein monarchischer Thron, von republikanischen Gesinnungen umgeben,"

wie Maccaroni und Parmesan über die Lippen herunter.

Späterhin hatte Ludwig Philipp den unglücklichen Gedanken, einen guten Gedanken zu haben! er zog diesem Gedanken ein einfaches Redekleid an und sagte:

„Die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Welch' ein königlicher Braten für die Küche der journalistischen Literatur! Kalt und warm, trocken und mit Brühen, im Ganzen und kleingehackt, mit Fricassee und Bonbons schnitt man den Lesern und Hörern diese Wahrheitskarte oder Kartenwahrheit vor. Alle deutschen Redner begannen ihre Reden mit diesem constitutionellen Vater-Unser, endeten damit und streueten es zum Ueberfluß noch in die Rede selbst hie und da ein, wie eine verliebte Köchin das Salz in die Suppe. Es legt schon keine Karten-Aufschlägerin in Deutschland die Karte mehr, ohne dabei pathetisch auszurufen:

„Die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Ich kaufte diese Woche eine Karte von Polen, wie es noch ein Königreich war, und eine innere Stimme rief mir zu:

„Die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Es wundert mich, daß Hr. Carl in Wien, der ewige Staberl, noch kein Stück geschrieben hat:

Staberl als „die Karte wird eine Wahrheit sein!"

Späterhin hatte Ludwig Philipp noch einmal den unglücklichen Einfall, einen ganz gesunden und gescheidten Ausdruck:

»la juste milieu«

zu gebrauchen.

Himmel, wie oft ist diese »juste-milieu« im Ernst und im Hohn nachgesprochen worden! Man konnte keine Buchstabengasse passiren, ohne auf einen juste-milieu-kranken Witz zu stoßen! Man mochte vom Kaiser von China oder von Borsdorfer Aepfeln, von Alexander Humboldt oder von Nürnberger Lebkuchen sprechen, man mußte immer eine fade Anspielung auf die juste-milieu hören!

Nach dieser »juste-milieu-Seuche" kam die unausstehliche Epidemie des

„Princips der Nichteinmischung!"

Ich glaube, es gibt in ganz Europa kein Journal und keinen Weinreisenden, keinen Satyriker und keinen Friseur, der nicht einige hundert schlechte und gute Witze über dieses Princip der Nichteinmischung machte. In Liebes- und Geldangelegenheiten, beim Spiel, in den Kammern, in Spitälern, kurz überall wird bei der geringsten Veranlassung der aus- und abgekochte Spaß: „Ich mische mich nicht ein!" noch einmal bei den Haaren herbeigeschleppt und zu einem neuen Witz ausgepeinigt.

So fiel einem Manne ein, ein kleines Büchlein zu schreiben:

„Was uns noth thut."

Das war ein Signal zu tausend schwere Noth! Nun hat man seine Noth mit der lieben Noth! Nun

lesen wir in allen Journalen General- und Special-Nöthen!

„Was thut Deutschland noth?"

„Was thut unserer Zeit noth?"

„Was thut Oesterreich noth?"

„Was thut dem Bundestag noth?"

„Was thut Baiern noth?"

Aber unserer Zeit und Deutschland und dem Bundestag und Oesterreich und Baiern thäte nichts anders noth, als daß man nicht frage, was thut ihnen noth! Den Journalen thut es noth, daß den Staaten etwas noth thue, denn thäte den Staaten gar nichts noth, so geriethen die Journale in Noth! Die Staaten aber würden niemals fragen:

„Was thut den Journalen noth?"

sondern sie fragen:

„Was thut die Noth der Journale?"

Wenn man diesen papiernen Nothhelfern folgen wollte, so müßte man aufhören, Mensch zu sein, um ein Thier zu werden, denn das thut den Menschen noth!

So zum Beispiel lesen wir in einer solchen Nothgeburt:

„Es thäte den Baiern noth, daß sie aufhörten, Baiern zu sein, um Deutsche zu sein!"

Ich zweifle, ob einer patriotischen Seele diese Noth klar geworden ist! Man soll am Ende kein Oesterreicher,

kein Baier, kein Preuße, kein Württemberger u. s. w. sein, um ein Deutscher zu sein. Das ist der gerade Weg, alle Nationalität mit Kolben todtzuschlagen. Die verschiedenen abgesonderten Farben des Regenbogens machen den Regenbogen aus. Nun würde man fragen:

„Was thut dem Regenbogen noth?“

und würde vielleicht hören müssen: Dem Regenbogen thut noth, daß alle seine Farben ineinander fließen, daß alles eine Farbe sei! — Am Ende könnte man diese Universalität so weit treiben und sagen: Der Mensch muß aufhören, ein Vater, oder ein Bruder, oder ein Sohn, oder ein Gatte zu sein, um ein Stadtbürger zu werden. Dann muß er aufhören, Stadtbürger zu werden, um Vaterlands-Mann zu heißen; dann muß er aufhören, Vaterlands-Mann zu sein, um Deutscher zu heißen; dann muß er aufhören, Deutscher zu heißen, um ein Europäer zu sein! Ein Europäer aber ist auch nur ein Theil des Ganzen, er muß auch aufhören, Europäer zu sein, um ein Cosmopolit zu sein, ein Amerikaner, ein Asiat u. s. w.

Nach diesem System thäte es also Baiern noth, daß der gute ehrliche Hausvater in der Kaufingerstraße zu München aufhörte, ein Münchner Bürger, ein Vater seiner Kinder, ein Gatte seiner Frau, endlich ein guter biederer Baier zu sein, um — ein Afrikaner zu werden!!!

Das ewige Gefasel, Deutschland unter einen Hut zu bringen, kann nur zu der wahren Bemerkung Anlaß

geben, daß nur grade Deutschlands Insichgetrenntsein es bis jetzt vor völliger Unterjochung durch Feind und Krieg gerettet und geschützt hat. Wäre Deutschland ein Staat, so wäre es längst den Invasionen zu Raub und fremder Zwingherrschaft Beute geworden.

Sprichwörter-Philosophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat.

(Fragment aus meiner Vorlesung in meinem Salon, an meinem Geburtstage den 8. Februar 1852.)

Es gibt viele Menschen, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen! die des Morgens früh aufstehen und keinen Kopf haben, allein sie bemerken's gar nicht; sie gehen wie immer auf das Amt, in's Bureau, und bemerken gar nicht, daß sie keinen Kopf haben, er fehlt ihnen bei ihrer Arbeit gar nicht, und doch gehen sie eine Stunde früher vom Bureau nach Hause und sagen, der Kopf thut ihnen weh. Es ist aber nicht wahr, m. f. H. u. H.! der Kopf ist ein guter Kerl, wer ihm nicht weh thut, dem thut er auch nicht weh.

Als Holofernes aufstand, bemerkte er nicht sogleich, daß er keinen Kopf habe, er bemerkte es nicht früher, als bis sein Barbier kam, da setzte er sich nieder und sein Barbier sagte: „Verzeihen Euer Gnaden, Sie haben heute ja keinen Kopf."

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H.! werden die Menschen ohne Kopf am meisten barbirt, und gerade die Leute vom Kopf, die sich selbst rasiren, die schneiden sich am meisten.

Mit gar nichts auf der Welt, m. f. H. u. H.! ist eine solche Revolution vorgegangen, als mit den Haaren, kein Boden ist so umgewühlt und umgekehrt worden, als der Haarboden; früher haben die Männer ihren gesetzlichen Haarboden oben auf dem Kopfe gehabt, und im Gesicht blos einen provisorischen Haarboden, jetzt haben sie die Sache umgekehrt: oben auf dem Kopf gar nichts, im Kopf ditto gar nichts, und blos im Gesicht einen gesetzlichen Waldboden, auf der obern Halbkugel gar keine Vegetation, wenn unser Herrgott von oben herab auf unsere Männer sieht, bemerkt er kein gutes Haar an ihnen.

Warum gehen jetzt gerade den gescheidtesten Männern die Haare aus? Weil die Haare auch gescheidt sind und denken sich, wenn wir lang zu Hause sind, geht's uns schlecht, da gehen wir lieber aus. Warum, m. f. H. u. H.! dürfen die Frauen lange Haare haben und die Männer nicht? Weil die Frauen sagen: unsere Haare sind gutgesinnte Haare, da werden lauter Zöpfe daraus; ein Männerzopf aber wird nicht eher ein rechter Zopf, bis er recht gewichst und gebunden wird, und wenn er recht lang Zopf ist, wächst er bis zum Kreuz.

Als Holofernes erwachte und hörte, daß er keinen Kopf hat, sagte er: „Was Teufel, wo hab' ich meinen

Kopf hingelegt? Das wird vielleicht meine Frau wissen," und er rief: „Judith, Judith! Hast Du meinen Kopf nicht gesehen?" Allein eben Judith hat ihm den Kopf abgeschnitten.

Was Judith wohl mit dem gestohlenen Kopfe des Holofernes machen wollte? Sie wollte ihn wahrscheinlich verkaufen, denn sie hat ihn sogleich zu den Juden getragen. Holofernes war gegen andere Männer noch glücklich daran; andere Männer verlieren nach der Hochzeit blos den Kopf und behalten die Frau, Holofernes hat wenigstens beide auf einmal verloren.

Das Erste, m. f. H. u. H.! was man in der Liebe verliert, ist der Kopf. Zwei Verliebte könnten jahrelange leben, ohne Kopfsteuer zu bezahlen, aber wie sie heirathen, finden sie die Köpfe plötzlich wieder, aber meistens vertauschen sie sie in der Geschwindigkeit: sie setzt seinen Kopf auf und er setzt ihren Kopf auf, und wenn er Kopfweh hat, muß er eigentlich zu der Frau sagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh;" und kratzt sich ihren Kopf hinter seinen Ohren.

Als Holofernes erwachte, sagte er: „Jetzt hab' ich keinen Kopf und keine Frau, jetzt kann ich ein ruhiges Leben führen; ich pensionire mich selbst. Ich ergreife die Gelegenheit, daß ich keinen Kopf habe, und werde ein Philosoph."

Wahrscheinlich, m. f. H. u. H.! war Holofernes im Jahre 1848 im Frankfurter Reichstag, und da hörte er, wie gerade die Professoren der Philosophie am kopf-

losesten gesprochen haben, und da dachte er: „Ist das die deutsche Philosophie? Das kann ich auch; ich werde ein deutscher Philosoph."

Diese deutschen Philosophen saßen in Frankfurt und Erfurt in der Peterskirche und Paulskirche, und machten überall eine halbe Portion Reichstag, und wenn er je zu Stande gekommen wäre, so hätte er seinen Geburtstag an Portiuncula gefeiert und seinen Namenstag an Peter und Paul.

In Frankfurt ist der Sitz der Weisheit, dort lebt Salomon der Weise, Salomon Rothschild nämlich. Schon Aristoteles sagte: „Die höchste Blüthe der Weisheit ist die Speculation," also ein Speculant ist nichts als ein Philosoph in Blüthe.

Früher, m. f. H. u. H.! hat es drei Natur-Reiche gegeben: Das Thierreich, das Pflanzenreich und das Steinreich; jetzt gibt es nur zwei Reiche in der Natur: Rothschild und Sina, die sind zugleich steinreich; die andern Menschen sind die Arme der Natur, aber ohne die Arme der Armen könnten die armen Reichen nicht ausreichen!

Als Holofernes den Kopf verloren, m. f. H. u. H.! wollte er auch ein Philosoph werden, und die deutsche Philosophie studiren. Wie fing er das an? Er studirte die deutschen Sprichwörter. In den Sprichwörtern eines Volkes liegt seine Weisheit, seine Politik, sein Character. Ich habe schon einmal bemerkt, daß der Deutsche lauter knechtische, demüthige, niederbeugende, hungerleiderische,

Leib und Seel' zusammenzwickende Sprichwörter hat. Zum Beispiel: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache." — „Es gehen viel fromme Schafe in einen engen Stall." — „Besser einäugig als blind." — „Nichts ist für die Augen gut." — „Hunger ist der beste Koch." — „Der Gerechte muß viel leiden." — „Man muß sich strecken nach der Decken." — „Herrendienst geht vor Gottesdienst." — „Eile mit Weile." — „Man muß des Guten nicht zu viel thun." — „Wer's Kleine nicht ehrt, ist's Große nicht werth." — „Besser ist den Arm brechen, als den Hals." — „Armuth ist für's Podagra gut" u. s. w., lauter diätetische, nüchterne und höchst gutgesinnte Sprichwörter, jedes einzelne davon könnte Gemeinderath werden.

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Wen Gott lieb hat, den straft er!" Gott, wie lieb hat uns Gott! — Ein Man hat einmal seine Frau ungemein geliebt. Wenn sie ausgehen wollte, litt er es nicht, aus Liebe, sie könnte sich verkühlen; wenn sie auf den Ball gehen wollte, gab er's nicht zu, aus Liebe, sie könnte eine Bekanntschaft machen; wenn sie ein neues Kleid haben wollte, machte er ihr keines, aus Liebe, um ihr zu beweisen, daß sie ihm auch in einem alten Kleide gefalle; endlich sagte die Frau zu ihm: „Ich bitte Dich, lieber Mann, wenn Du mich wirklich liebst, so liebe mich mir zu Liebe weniger!" Wir Deutschen werden zum lieben Herrgott auch sagen: „Lieber Gott! wenn Du uns wirklich liebst, liebe uns weniger!"

Mit diesem steht ein anderes Sprichwort in Verbindung: „Wen Gott lieb hat, schickt er in die Welt!“ — man meint nicht in die neue Welt damit, — sondern bloß die Welt! In welche Welt schickt er ihn dann: in die gelehrte Welt! Denn da er ihn liebt, straft er ihn, und Jemanden in die gelehrte Welt schicken, ist so gut, wie Jemand auf die Festung schicken!

Die Welt! die Welt! m. f. H. u. H.! Wir haben eine große Welt, eine schöne Welt, eine gelehrte Welt, die Frauenwelt und die Geisterwelt!

Die große Welt und die kleine Welt verhält sich wie das große Geld und das kleine Geld; Alles Große ist verschwunden, nur das kleine circulirt noch!

„Die schöne Welt!“ Sieht man, wer sich Alles zur schönen Welt rechnet, so muß man von der Schönheit einen häßlichen Begriff bekommen!

Die schöne Welt besteht eigentlich nur aus der Frauen-Welt! Wenn's keine Frauen gäbe, das wäre eine schöne Welt! Frauen und Geld regieren die Welt! Geld gibt's jetzt keines mehr, darum wird die Welt jetzt nur halb regiert, und die andere Hälfte regieren die Frauen, eine schöne Regierung! Der Mann, der über vierzig Jahre alt ist, wird bei der Regierung nicht mehr angestellt! Die Regierung der Frau hat curiose Minister: der Mann ist für den Krieg da, und dabei hat er das Portefeuille der Finanzen, der Hausfreund ist Minister des Cultus und besorgt dabei das Auswärtige; die Frauen regieren aber ganz anders, wie alle

Regenten, bei allen Regenten ist der herkömmliche Styl, zu sagen: „Wir haben geruht!“ Die Frauen ruhen niemals, und der Mann hat auf Erde nicht eher Ruh', bis sie unter der Erde Ruh' hat! Eigentlich sollte der Mann auf das Grab seiner Frau nicht die Worte setzen:

„Hier ruht sie!“

sondern lieber:

„Hier ruh' ich!“

Und doch wär' die Welt ohne Frau nicht die Welt, wär' die Liebe nicht Liebe!

Das hat unser Herrgott auch erfahren, und ist durch Erfahrung klug geworden. Er hat erst probirt, und hat bloß einen Mann erschaffen, und hat zu ihm gesagt: „Du sollst Herr sein und herrschen über das liebe Vieh!“ und er hat sich gleich schlafen gelegt! „Na,“ sagte der Himmel, „den Schlaf werd' ich dem Kerl vertreiben!“ und gab ihm eine Frau! Es geht doch nichts über einen ruhigen Schlaf! Die erste Frau hatte also die Regierung unternommen und nach dem Reichsapfel gegriffen.

Warum hat Eva für Adam gerade einen Apfel und keine andere Frucht gepflückt? Weil sie sich gedacht hat, die Schlafmütze wird einen Apfel im Schlafrocke am liebsten haben! Ja, m. f. H. u. H.! ein Stückchen von jenem Apfel steckt noch jetzt jedem Manne im Kröpfel!

Aber was war Adam, bevor die Frau erschaffen

wurde? Ein bloßer Patzenlippel! Durch die Frau ist er erst ein fühlendes, denkendes Wesen geworden; durch sie lernte er den Himmel kennen, die Erde schätzen, die Blumen bewundern, die Nachtigallen belauschen, die Sterne mit Sehnsucht betrachten. Durch sie wurde er erst ein Mensch, ein fühlender, ein liebender, ein lachender, ein weinender, ja, durch sie wurde er nicht nur ein Mensch, sondern, was für die Frau noch mehr ist —, ein Schneider!

Er hat sich gleich Kleider gemacht, und als er dem Himmel die Schneider-Rechnung brachte, sagte Gott: »à conto wirst Du das Paradies verlassen!"

Aber Gott ist immer milde, die Frau durfte mit ihm gehen! Eva nahm schnell aus dem Paradiese ein Stückchen blauen Himmel im Auge, einen Stern im Blicke, ein Blümchen auf den Wangen und einen lautern Thautropfen im Herzen mit, und seit dazumal bringen die Frauen überall ein Stückchen Paradies mit!

Gott wollte den Menschen als sein Ebenbild machen, und schuf den Mann, das war aber eine noch nicht gelungene Gypsfigur; nachdem Gott an dem Gyps sich versucht, schuf er sein gelungenes Ebenbild in Alabaster: das Weib; sie ist das Bild Gottes: Ein Engel als Kind, eine Grazie als Mädchen, ein Genius als Frau, eine Gottheit als Mutter und ein Orakel als Matrone!

Ein anderes Sprichwort sagt: „Was Gott zusam-

mengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!" Nun aber hat Gott Deutschland und Schleswig zusammengefügt, und die Menschen scheiden es doch. Das Sprichwort sagt auch: „Ehen werden im Himmel geschlossen," also werden Mann und Frau von Gott zusammengefügt, und die Menschen scheiden sie doch zuweilen!

Aber wie Vieles wird getrennt im Leben, und blos durch die Zeit! Die Zeit ist das zertrennende Element! Liebe und Treue waren vor der Zeit unzertrennlich! Die Zeit hat zwei verschiedene Dinge aus ihnen gemacht. Liebe und Treue sind wie Beinkleid und Strumpf, vor Zeiten waren beide nur Eines, mit der Zeit hat man sie getrennt! Die Liebe ist eine Pantalon für sich, und die Treue ein Strumpf für sich.

Ein Frauenherz, m. f. H. u. H.! braucht, um recht glücklich zu sein: drei Männer:

Zum Geliebten, den sie lieben soll: einen schönen Mann;

zum Anbeter, der sie lieben und amüsiren soll: einen geistreichen Mann,

und zum Heirathen: einen dummen Mann!

Was ist das Unglück unserer jetzigen Ehen? Daß die Männer sich selbst nicht angehören! Denn um eine Frau glücklich zu machen, muß man sich ihr ganz geben, um sich aber einem Anderen ganz geben zu können, muß man sich erst ganz selbst angehören! Darum, m. f. H. u. H.! eine schlechte Ehe ist kein Unglück, sondern blos ein Rechnungsfehler!

Ein anderes Sprichwort sagt: „Jugend hat nicht Tugend," blos wir haben keine Tugend mehr! Und der Weg zur Tugend ist so weit, so weit! So weit, wie von Justinian zur Entscheidung eines Prozesses in letzter Instanz! — Tugenden sind die Berge des Lebens!

Mit den großen Tugenden, m. f. H. u. H.! geht der Mensch um wie mit den großen Bergen! Der Mensch staunt sie an, bewundert sie, schaut zu ihnen andächtig empor, dann geht er bequem um sie herum und läßt sie links liegen.

Endlich sagt noch ein Sprichwort:

„Die Liebe und das Glück sind blind!"

Das ist lieb, daß das Glück blind ist und es ist ein Glück, daß die Liebe blind ist, sonst käme Unsereins gar um jeden guten Bissen! Es ist unbegreiflich! Die Liebenden sind also blind, und so lange sie blind sind, sehen sie sich gegenseitig stets an, wenn sie heirathen, gehen ihnen die Augen auf und sie sehen sich gar nicht mehr an!

Das Glück, m. f. H. u. H.! geht meistens mit seinen Reichthümern und Schätzen um wie der Bauer mit seinem Geld! Wenn ein Bauer Geld hat, wohin gibt er's? Gibt er's in eine Mahagony-Schatoulle? Gibt er's in ein Maroquin-Portefeuille? Nein, wohin, gibt er's denn? Er vergrabt's im Mist, in den Düngerhaufen, an den allerschlechtesten Orten; so macht's das Glück mit seinen Schätzen!

Glück! Man sagt: „Manche Männer machen bei Frauen Glück!“ Worin liegt das Geheimniß dieses Glückes? In dem Glück des Geheimnisses!

Durch drei Wege zieht das Glück der Liebe in ein Frauenherz ein: durch die Geheimtreppe der Verschwiegenheit, durch den langen Corridor der Ausdauer und durch den Waffensaal ewig blanker Aufmerksamkeiten. Es sind nicht immer große Opfer, Blut, Leben oder Heldenthaten, durch die man Frauenherzen gewinnt; treue, stets fortanhaltende Aufmerksamkeiten, fortwährendes Belauschen der kleinen und winzigen Wünsche, ein flüchtiger Gedanke, im Entstehen errathen, eine Caprice, im Auftauchen verwirklicht, entscheiden oft über eine Zukunft, über das Schicksal eines Herzens!

Das Glück ist blind, das blinde Glück hat mir heute einen so liebenswürdigen Cirkel zugeführt. Sie wünschen mir Glück! Glück, daß ich 57 Jahre alt geworden bin! Ich küß die Hand! Weniger Glück wär' mehr Glück! Indessen was ist zu thun? Geboren werden, das ist der Menschen allgemeiner Geburtsfehler! An den hat man all' sein Lebtag zu curiren und laboriren! Die Phrase: „Ich gratulire zum 57. Geburtstag“, ist nur eine höfliche noble Umschreibung und heißt eigentlich: „Jetzt werden's aber doch a Ruh' geben vom Leben und Lieben?“

Seien Sie ruhig, m. f. H. u. H.! die Liebe ist blind; und ich werde schon dafür sorgen, daß meine Geliebte zu keiner guten Brille kömmt und zu keinem

Augenarzt geht! Doch hab' ich mir die Freiheit genommen, heute ein kleines Glücksspiel hier zu errichten, eine kleine Lotterie; für Damen; lauter Gewinnste; nehmen Sie Ihre Loose ruhig hin, fürchten Sie nichts, ich bin nicht unter den Gewinnsten, sonst könnte die Dame, die dieses Loos trifft, mit Thekla ausrufen:

„Ist das das Loos des Schönen auf der Erde? u. s. w."

Von den „Devisen", welche den Damen-Gewinnsten beigefügt waren, theilen wir Folgende mit:

1.

Ein Souvenir aus Elfenbein.

Aus weißem feinen Elfenbein,
Ein „Souvenir", ein „Denkemein",
Dazu aus Blei ein Federlein,
Einzuschreiben in dem Büchelein,
An wen man denket groß und klein,
Von »lundi« wohl bis zu »dimanche«
Für Männernamen jeder Branche;
Und wenn es voll beschrieben ist — —
Man Alle auf einmal vergißt.

2

Mit einer Schreibtisch-Glocke.

Wie eine Glocke sei das Frauenherz,
Sie klinge an bei Lust und Schmerz;
Und brennt ein Herzchen irgendwo,
So schlag' es an, und sage wo.
In einem Punct nur sei das Frauenherz
Nicht wie die Glocken allerwärts,
Es hüte sich nämlich vor dem Geschick:
Gerührt zu werden von einem — Strick!

3.

Eine Figur als Flacon.

Zum Anbeter bietet in der Maske
Sich Dir an ein junger, zarter Baske.
Greif' nur zu, Du kannst Dir gratuliren,
Er ist unter Jünglingen ein seltenes Gestirn!
Denn sieh! Er hat — Geist im Gehirn.

4.

Mit einem Fächer.

Wird einst die Flamme schwächer,
In Deinem Herzvulkan,
Dann fach' mit diesem Fächer,
Amor, ausgekühlter Liebe Rächer,
Zur hellen Gluth sie wieder an.

5.

Mit einem Toiletten=Carton.

Seife, Wohlgeruch, Pomade,
Auch der Oelflaconchen zwei,
Gar nicht übel, aber schade!
Ein Gedicht ist auch dabei. —

6.

Mit einem Pantoffel als Bonbonniere.

Wer Du auch sei'st, vermählt oder ledig,
Regier' mit diesem Pantoffel gnädig.
Regier' genädig, regier' allein,
Nur schone die Finanzen fein!

7.

Ein Fauteuil und Kanone als Zündmaschine.

Kann Dein Herz gar nichts entzünden,
So — Gott verzeih' mir meine Sünden! —
Wirst Du auf diesen Stuhl zuletzt
In den Belagerungszustand hingesetzt.

8.

Mit einem Schreibzeug.

Empfange hier und nimm's nicht schief
Ein Schreibezeug für Liebesbrief'!
Die Federn bunt mit Schnörkeln viel,
Wie's Brauch ist im verliebten Styl,
Die Tinte schwarz wie Rabenzucht,
Für Untreu', Verrath und Eifersucht,
Und dabei für den Sand ein Schälchen klein,
Ihn dem Geliebten in das Aug' zu streu'n.

9.

Mit dem Gyps-Medaillon des Humoristen.

Zweifach zu verwenden ist dieses Bild sammt Rand,
Auf den Tisch zu setzen, zu hängen an die Wand;
Sollt' es rebellisch in Dein Herz sich drängen,
Kannst Du's nach Belieben „setzen" oder „hängen"!

10.

Mit meiner Büste aus Porzellan unter Glassturz.

Unglückliche, das ist Gottesgericht!
Den Dichter auch noch zum Gedicht!
Stell' ihn unter'n Glassturz, daß er nicht bricht,
Gib' Obacht auf Feuer und auf das Licht,
Daß dem holden Bildniß kein Schaden geschicht,
Und höre, was der Glassturz spricht:
„Auch Saphir entgeht dem „Sturze" nicht."

Eine Eroberung.

Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 184—. Ich kam früh Morgens an und legte mich gleich schlafen. Es ist für Reisende nicht genug zu empfehlen, wenn sie an einem fremden Orte ankommen, sich sogleich schlafen zu legen; das gibt der Polizei eine Art Garantie für die Unschädlichkeit dieser Reisenden, und so lange man schläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeschlafen hatte, präsentirte sich der Wirth des „Bairischen Hofes", Herr Auernheimer, bei mir, um einen solchen vornehmen Gast zu bewillkommen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererst zu sehen wünschte, worauf ich mich für ein Beefsteak und einen Schoppen Rothwein entschied.

Ich kannte Nürnberg und seine Merkwürdigkeiten schon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D . . . . n nachgekommen, um mit ihm auf seinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landsitze einige Tage zu verleben. Ich wollte sogleich hinaus-

fahren, allein ich höre, Abends sei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich" — so heißt ein Belustigungsort in Nürnberg — wo sich die schöne Welt versammelt, und ich beschloß, die schöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft so Manches unter der Bezeichnung „schöne Welt" mit, was eben nicht dazu beiträgt, diese Welt zu verschönern, daß ich ohne Gewissensbisse obenerwähnten Beschluß fassen konnte, bis zum Abend, allwo die „schöne Welt Saphir et Compagnie" sich versammeln sollte.

Den Tag über ging ich nach „Fürth", diesem baiʼrischen Jerusalem; es war gerade an einem Sabbath und ich besuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Capitel von der Kuh" stattfand, von der „rothen Kuh", die Moses zu verbrennen befahl. Der Rabbi sprach von dieser rothen Kuh, als ob er mit ihr in einem Pensionat gewesen wäre; er wußte, wie viel Haare sie hatte und welche Erziehung sie genoß, und er bemühte sich, eine Stunde lang zu erörtern, warum die „rothe Kuh" verbrannt werden mußte, und ich hätte ihm schon gerne zugerufen: Die Kuh ist roth, also eine demokratische Kuh, also wird sie verbrannt. Er ließ sich noch ein Weiteres über diese rothe Kuh aus, die „ohne Fehler sein mußte", eine Forderung, die von irdischen Kühen zu viel verlangt ist! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rothe Kuh" „weiße Milch" geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der

Abend kam und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich", das heißt in der Equipage des „Bairischen Hofes".

Ich hatte früher sorgfältig Toilette gemacht, ich zog meinen Spiegel zu Rathe, und der Spiegel ist wie jeder andere Rath, er ist mit dem Referenten einverstanden! War schon jemals Jemand mit seinem Spiegel unzufrieden? Ich war sehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weise ist mit Wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müssen und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich". Der „Dutzend-Teich" ist ein liebliches Plätzchen; eine Menge kleiner Teiche sind da auf grüner Heide zerstreut, dazwischen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Conversations-Local.

Die schöne Welt war größtentheils schon da, und ich complettirte dieselbe vollständig. Die Nürnbergerinnen sind wie die Nürnberger: sie hängen Keinen an ihr Herz, bis sie ihn haben. Sie sind aber schön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie sollen ihn haben," den „Humoristen" nämlich.

Ich stieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Musik, die Kühle des Abends, der balsamische Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfrischer hübscher Frauen versetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigstens die Cour machen will. Ich war so lange liebe-

dürftig, daß ich mir auch schon von schwarzen Augen hätte was weiß machen lassen!

Ich schickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forschendem Blicke ansah „Ha! die ist in mich verliebt!“ dachte ich, „die hab' ich erobert!“ Man weiß ja, Liebe ist das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht sie?“ — Sie kömmt, wie Einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin diesem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es sucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu reiben!

Von nun an war ich selig! Ich war geliebt! Ich stieg um das Bosquet, in welchem das Mädchen saß, herum, wie ein rastloser Geist; da sah sie mich noch einmal an — und wieder einmal! — Es that mir ordentlich leid, daß ich so liebenswürdig bin. — Die Arme! — Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich sie von Verzweiflung retten könnte! —

In dieser Seitenallee belauschte ich folgendes Gespräch, welches verschiedene Personen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe“, eine gesunde, starke Person, mit durchdringender Stimme, sagte: „Es ist ganz natürlich, dieses plötzliche Liebesfangen! Du hast eine schöne Gestalt, — der Wuchs ist bei einem Mann Alles, nach dem Geld natürlich! — Du hast eine Physiognomie, die höchst geistreich ist, kurz, Du besitzest ein »je ne sais quoi«, das Dir

Eroberungen leicht macht!" — Eine charmante Person, die Eigenliebe! Man kann ihr stundenlang zuhören! Aber da mischte sich eine tiefe Baßstimme drein, es war der „Verstand", ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der sagte wieder: „Aber er wird doch nicht so dumm sein, sich für so gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn blos vom Sehen schon liebt! Hat er sich denn gar nie im Spiegel gesehen?" — Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können! Darauf antwortete die nicht so bald schweigenzumachende Eigenliebe: „Na, warum denn? Weil er keine römische Nase hat, aber doch eine italienische, mit einem flachen Dach; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn spricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemüthlich und doch wieder pikant ist? Hat er nicht eine kühngewölbte Stirne, auch einen edlen Gang u. s. w.?" — Ich stimmte der Person ganz bei. „Das ist eine so gescheidte Person," dachte ich bei mir, die soll's gut bei mir haben." — Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreischende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die „Erfahrung", die mußte auch ihren Senf dazu geben und näselte: „Aber bist Du denn nicht schon so oft getäuscht worden? Wirst Du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft bist Du schon so aufgesessen!?" — Ich hätte bersten mögen und dachte: „Altes Weibergeschwätz, laßt die nur reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das ist purer Neid!" — Da flüstert eine Flötenstimme, süß wie Lautenklang, eine

ganz allerliebste Stimme, voll Wohllaut, und diese Stimme gehörte der „Eitelkeit“, und sprach: „Laß dich nicht einschüchtern! Hast Du aber nicht auch oft schon Glück gemacht? Und ist es nicht möglich, daß dieses Mädchen deinen Namen gehört hat? Du bist eine „Celebrität!“ Die Frauen sind auf Celebritäten so erpicht, wie auf Brüsseler Spitzen! Sie liebt Dich als berühmten Mann!“ — „O,“ sagte ich, als ich das hörte, „es gibt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hat's getroffen!“ — Da lispelte wieder ein zartes Stimmchen, es war „die Vorsicht“, sie lispelte: „Aber mach' Dich nicht lächerlich! Gib Acht, daß Du nicht Stoff zur Belustigung gibst!“ — „Was doch diese zimperlichen Geschöpfe für Störfreuden sind!“ murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erscholl; es war der „Humor“, der sagte: „Ei was, die Stunde will beim Flügel genommen sein, wer wird so viel philosophiren, wenn's nur ein Abenteuer gibt! Und wenn Du zum Besten gehalten wirst, Du hast dich zwei Stunden amüsirt, das ist genug! Wie oft haben sich schon ganze Völker ein paar Stunden lang amüsirt und sind nachher auch gefoppt worden, und sind auch nicht d'ran gestorben!“ — Das ist ein Mordkerl, der „Humor“! Ein alter Practicus!

Kurz, der „Humor“, die „Eigenliebe“ und die „Eitelkeit“ trugen den Sieg davon.

In diesem Augenblick kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, stieß es

ihre Freundin sanft an, um sie auf mich aufmerksam zu machen, ich bemerkte es und wurde nun meiner Sache immer gewisser. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, sie gingen in den Erfrischungssaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H . . . . e, Redacteur des „N. K.“ Ich hing mich an seinen Arm. „Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, Du mußt mir helfen.“ — „Was denn? Wie denn?“ — „Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm', ich werde sie Dir zeigen, Du mußt sie kennen, eine solche Schönheit! und dann mußt Du mich vorstellen!“

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm Alles erzählte; nach einigem Suchen sah ich die Holde an einem Tischchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als sie mich sah, flüsterte sie der Dame einige Worte ins Ohr und diese sah mich dann mit großer Aufmerksamkeit an. — „Siehst Du?“ sagte ich zu H., „sie hat eben mit der alten Dame von mir gesprochen, es ist richtig!“

Dr. H. sah die Gruppe an und sagte mir: „Ei freilich kenn' ich sie, das ist die schöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte ist ihre Großmutter, und ich kann Dich vorstellen.“

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tische, an welchem sie saßen. Ich sah nun J . . in der Nähe. Es war eines der reizendsten Gesichter, frisch, lieblich, rosig, muntere schwarze Augen, Lippen wie die Apfel-

blüthe, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte schwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tische und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demselben Tische Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und zwar mit den geistreichen Worten: „Hier d'rinnen ist's doch kühler wie dort draußen." Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich stelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir, vor; Sie werden den Namen wohl kennen." Julie sah mich an und sagte: „Ich hab' nicht die Ehre." — „Da hast Du's," sagte der „Verstand" in mir zur „Eitelkeit", „Du hast ja gesagt, sie liebt ihn, weil er eine „Celebrität" ist!" — Aber die „Eigenliebe" nahm schnell das Wort und sagte: „Das ist mir um desto schmeichelhafter, sie liebt also blos meine „Persönlichkeit!" — Ich aber fuhr fort, Julien den Hof zu machen, sagte ihr viel dummes und gescheidtes Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philosophen stets der Fall zu sein pflegt, und ich sah bald, wie sie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich sagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie sie schon den ganzen Abend meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wie ich mich unwiderstehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und sagte: „Ja, ich hab' Sie auch schon lang bemerkt und immer angesehen." Ich erbebte vor

Freude, ich rückte ein Bischen näher und fragte verschämt: „Und wodurch hab' ich diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf mich gezogen?“ — Sie sah mich unbefangen an und sagte mit naiver Unschuld: „O, Sie sehen meinem verstorbenen Großvater so ähnlich!“ — Ich sah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuscht man sich!

Die Zigeunerin.

Aus dem Portefeuille meiner Liebe und Liebeleien.

An Freund Castelli.

Du hast letzthin zurückgeblättert in deinem Gedächtnisse und dem Leser einige Blättchen aus dem Kraut- und Gemüsegarten deines Jugendherzens mitgetheilt; den Blumengarten hast Du, wie es sich geziemt, respectirt und unter dem Schleier Deines Gedächtnisses ungelüftet gelassen.

Auch ich, mein edler Nimrod, war einst ein „Schütz", in Ungarns Gauen liegt das Ahnenschloß meiner einst wilden Jagden; und es haben mehr Liebesabenteuer zwischen meinem ersten Handel, den ich mit zweischuriger Wolle im Somogyer Comitate trieb, und meinem letzten Wochenkrebs stattgefunden, als man sich von meiner breiten Nase träumen läßt!

Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, auch nicht in der Liebe, mein Freund! Die Liebe will gelernt sein von der Pique auf! Ovid nannte die Liebe eine „Kunst", Künstler müssen gebildet werden, müssen viele Versuche

machen, müssen viel verpfuschen und verstümpern, bis sie eine Meisterliebe hervorbringen.

Du erinnerst Dich noch, wie ich in die „Ludlam" eintrat, als „das Mädchen aus der Fremde"; es sind dreißig Jahre darüber vergangen und schon damals wußte sich Dein Sarkasmus viel mit meinen Herzensangelegenheiten zu beschäftigen, und wenn Du wirklich eine Geschichte der „Ludlam" schreibst — was gewiß sehr interessant wäre — so wirst Du im „Archiv" auf Erinnerungen stoßen, die meinen Lehrjahren keine Unehre machen.

Dir also vor Allem sei ein kleines, halbkomisches Abenteuer aus der Lehrbubenzeit meiner Liebesschule erzählt, einer Schule, in welcher man am meisten lernt, wenn man bei der Prüfung durchfällt und aus der man desto klüger hervorgeht, je mehr man ochs't!

Also, Freund Castelli, nimm eine Deiner exotischen Dosen in die Hand, setze Dich auf Deine Chaise-longue, rüttle die Jugendjahre in Dir ein bischen auf und höre zu; kurz, sei — Anacreon!

Möge der Leser mir die Hand reichen und mit mir in einen Marktflecken gehen, der am Saume des Bakonyer Waldes liegt, anmuthig gelehnt an einen dichtbewälderten Berg, Csakáberg genannt. Dieser Ort heißt Moor, ist früher wegen seiner häufigen Erdbeben, — die drei Jahre hintereinander anhielten, täglich oft 12- bis 20mal sich wiederholend, — und in der neuen Zeit

durch die Moorer Schlacht bekannt geworden. Weniger haben sich die Annalen der Zeit damit beschäftigt, zu erzählen, daß der „Humorist" dort im Schatten des Bakonyer Waldes Knoppern sammelte und seine ersten Versuche zu Papier warf.

In Moor entstanden meine ersten Gedichte, die als „poetische Erstlinge" erschienen und einem der Moorer Grundherrschaften gewidmet waren, dem edlen, hochherzigen und liebenswürdigen Grafen Lamberg, demselben, der auf der Ofner-Pesther Brücke unter den die Nation und die Zeit schändenden Streichen von verruchten Mördern fiel, und der als Rachegeist noch lange auf diesem Flecke die wüthende Nemesis heraufzubeschwören vom Geschicke der Völker und Menschen bestimmt zu sein schien.

Ich will gut machen, was die Annalen der Zeit so gottlos vernachlässigt haben und meinem künftigen Biographen einen kleinen Fingerzeig in mein Jugendleben geben.

Ich lebte in dem Hause meiner Stiefmutter, welche einen Salzverschleiß hatte. Vor einigen Jahren hat ein hiesiger Künstler das Haus, in dem ich lebte, in einem niedlichen Bilde auf der Kunstausstellung ausgestellt. Es war vortrefflich gemacht und ich glaube immer, der Maler war ein Satyriker, denn gerade vor dem Thore meines Hauses brachte er einen Wagen mit zwei Ochsen an. In dem ersten Stockwerke dieses Hauses war ein Zimmer, welches ich mir in eine ganze Reihe von

Zimmern eintheilte. Vermittelst schwarzer Striche, die ich auf dem rothen Ziegelboden dieses Zimmers zog, theilte ich es in ein Schlafzimmer, in ein Schreibzimmer, in ein Besuchszimmer, in ein Speisezimmer, in ein Bibliothekszimmer und in ein Vorzimmer. Ich bewohnte also nicht nur eine ganze Reihe von Zimmern, sondern ich konnte sogar nach Belieben jeden Augenblick in einem andern „Erdstrich" wohnen.

Das „Schlafzimmer" allein füllte seinen Beruf vollkommen aus; das „Schreibzimmer" weniger, am allerwenigsten aber das „Speisezimmer". Meine Stiefmutter, eine sonst würdige und kreuzbrave Frau, war eine „Natur-Homöopathin", ihr System war: das was den Hunger hergebracht hat, muß ihn auch heilen: nichts im Magen haben. „Fleisch" ist Gift, macht Blut, Blut macht Wallung, Wallung führt zur Sünde, Sünde führt zum Fasten: also faste man gleich bevor man Fleisch ißt, so erspart man den Umweg. Das war die „Lehre vom Fleisch". Die „Lehre vom Geflügel" hieß: Kälbernes, junge Hühner, Ganserl u. s. w. ist das „unreife Obst" unter dem Thierfleisch und bläht mehr als es sättigt; „der Mensch aber soll sich nicht aufblähen". Die „Lehre von den Fischen" lautete so: „Ein Fisch lebt vom Wasser, er wird im Magen wieder zu Wasser, also trinke man gleich Wasser." Die „Lehre von den Gemüsen" lautete so: „Spargel ist ein liederliches Essen! Das Dicke und Große wirft man weg! Da lernt man in der Jugend Alles wegwerfen!" Bloß drei Groß-

mächte aus dem Pflanzenreiche fanden Platz in unserer Küchenapotheke: „Erdäpfel“, die präsidirende Macht; „Salat“ und „Spinat“ die mitberathenden Mächte; „Fisolen, Erbsen und Linsen“ waren die Mittelstaaten. Die drei Mächte kamen aber nie zusammen! Nie sahen sich „Erdäpfel“, „Salat“ und „Spinat“ vereinigt; in dieser Beziehung hieß es: divide et impera! Aber die Natur ist reich an Ersatzmitteln, im Laufe der Menschheit waltet ein weises Gesetz der aufrechthaltenden Naturgesetze. So warf die weise Vorsehung zu meiner Schadloshaltung eine allopathische Köchin als passiven Widerstand gegen die homöopathische Gesetzgebung in den Haushalt des Humoristen, damit er seiner unsterblichen Bestimmung nicht durch einen blos botanisirenden Appetit entzogen werde.

Diese Köchin, welcher meine jetzigen Leser einen großen Theil ihres Lesevergnügens verdanken, verdient von meinen Lesern gekannt zu sein und ich muß sie, so will es mein Dankgefühl, dem Publikum vorführen, wie sie mir erschien zur Zeit, als ich noch gar nichts war, nichts als — hungerig, und wie sie in der Wüste von Salat und Spinat mir Wachteln regnen ließ, und wenn auch keine Wachteln, doch Brathühner und Bratgänschen, die, nach Aussage aller Hungerigen, auch nicht zu verachten sind.

Diese Köchin hieß „Ziperl“ und war „eines Hirten niedere Tochter aus dem Flecken Martonvásár“. Sie war nicht ästhetisch gebildet aber „mollet“; sie sprach nicht

französisch, aber wenn sie sich Samstag Nachmittags unter den Fenstern meines Sanssouci schlafen legte, ging selbst der Rabbiner nicht vorüber, ohne zu denken: „Was der Himmel erschaffen hat, soll der sündige Mensch nicht verschmähen.“

Ziperl war eine primitive Seele, ein Urwesen; sie dachte nicht gerne viel, aber kochte desto lieber mehr, sie seufzte weniger, aber sie umarmte desto leserlicher, sie verstand die Augensprache nicht, aber wenn man noch so leise flüsterte: „Ziperl!“ erwiderte sie: „Schreien se doch nit eso gar! Ich bin jo nit tab!“

Es war im Monat Mai. Noch findet sich in meinen gesammelten Schriften ein Gedicht: „Mondscheinlust“, aus jenem Mai! Ich war bleich und seufzte und magerte sichtlich ab. Und warum? Aus Liebe? Nein! Aus Ziperl-Liebe? O nein! Ein anderer Kummer nagte an meinem Herzen! .

Mai! Mai! Wonnebringer! Blumenspender! Jüngling mit den goldenen Locken! Mir brachtest Du nur Weh und Herzleid! Wenn ich in Moor herumschwärmte im Monat Mai, was sah ich? Nichts als große Salatgärten, große Spinatfelder, unendliche Erdäpfeläcker! Und der Gedanke erwachte in mir: All' dieser Salat wächst für Dich! Dieses Weltmeer von Spinat soll durch Deinen elenden Leib gehen! — Ich sah wie ein Somnambule in die Zukunft meiner Eingeweide, und sah sie ganz grün, hellgrün, paperlgrün!

Ich glaube, Schiller sagt: „Der Mensch braucht

wenig, und an Spinat reich ist die Natur!" Diese Spinat- und Salatfelder verbitterten mir die Spaziergänge am Tage, und ich ging blos Nachts im Mondschein spazieren und schrieb das Gedicht: „Mondscheinlust!" Im Mondschein sahen die Salatköpfe aus wie Rephühner und die Erdäpfelfelder wie kälbernes Ragout!

Ich wäre gewiß zu Grunde gegangen und läge am Saume des Bakonyer Waldes begraben mit der einfachen Inschrift:

„Hier liegt er in der That;
Er lebte vom Salat,
Und starb dann am Spinat!"

wenn nicht Ziperl, die primitive Ziperl, gewußt hätte, poetische Blöße, Musen-Magerkeit von Hungerblöße und Magen-Melancholie zu unterscheiden. Eines Abends kam sie in mein Zimmer, schritt über das „Vorzimmer" in das „Speisezimmer", drang bis in mein „Schreibzimmer" und sagte barsch: „Aber, junger Herr, Se verhungern ja!" Da war's ausgesprochen! O göttliche Einfalt heiliger Natur! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das gibt er dem Genius ein!

Ich sah sie lange an, lang und mit Anmerkungen und sprach, indem ich die Hand auf ihr Haupt legte: „Ziperl, woher kommt Dir diese Wissenschaft? und kannst Du mir Fleisch in meine Lage bringen?" Ziperl aber antwortete: „Eine reine Magd vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden!" und von diesem Tage an empfing

Ziperl jeden Morgen von mir einen blanken Zwanziger, — o damals gab's noch blanke Ziperls und blanke Zwanziger — und brockte mir heimlich das „unreife Fleisch", wie in der homöopathischen Küche junge Gänse u. s. w. heißen.

Wenn ich dem Leser nun auch betheuern wollte, daß zwischen Dichter und Ziperl nie andere Empfindungen hin- und hergingen als platonische, daß ihr Küchenfeuer mit dem Feuer der Vesta hätte wetteifern können, und daß Baucis, ihre letzte Gans schlachtend, nicht tugendhafter war als Ziperl, würde der Leser, der den Poeten alles Ueble zumuthet, es doch nicht glauben. Ich sage also darüber weiter nichts und komme zu meiner Erzählung wieder zurück.

Eines Morgens zog mich der erwachende Tag mit seiner lieblichen Frische, mit seinem jungfräulichen, würzigen Athem, auf meinen gewöhnlichen Spaziergängen in den sonnigen Säumen des Bakonyer Waldes, etwas tiefer in den dichten Wald hinein, auf dem Wege nach Kis-bér zu. Die vielen Wege, die sich im Sande nach der Willkür und Laune der Wald- und Holzbauern da kreuzten, verloren sich nach und nach in weitern Ausmündungen. Meinen Gedanken nachhängend, in der erquicklichen Kühle der Waldesfrische, wanderte ich immer weiter auf schmalen Fußpfaden, die hie und da ein Reisigsammler betreten haben mochte, und nun, als sich der Pfad ganz verlor und ich im dichten Walde fast nicht mehr weiter vordringen konnte, erwachte ich aus meinen

Träumereien! Ich blickte um mich her und fand, daß ich jede bestimmte Richtung verloren hatte. Die Gegend des Waldes war mir ganz fremd, kaum wußte ich, von welcher Seite ich herkam, noch weniger wohin ich mich zu wenden habe, um aus dem Walde herauszukommen. Es war aber dazumal kein Spaß, in dem berüchtigten, endlosen, schauerlichen Bakonyer Walde sich zu verirren. Nach meiner Uhr konnte ich mich ungefähr anderthalb Stunden weit von Moor entfernt haben; ich schlug, das wußte ich, den Weg in die Gegend nach Kis-bér ein; konnte aber ebensogut, da ich einmal vom Wege abkam, rechts oder links Tage lang wandern, wieder auf denselben Platz zurückkehren und keinen Ausweg finden. Dabei fielen mir alle schauerlichen Begebenheiten ein, zu deren Wiege und Sarg man die grauenhaften Schatten und die schauerliche Stille dieses Walddunkels machte, und ich gestand mir, nicht in der angenehmsten Spaziergängerlage zu sein.

Es wurde mir klar, ich mußte suchen, nach einer bestimmten Richtung fortzuwandern; und obwohl die Begegnung irgend eines Czikós oder Kanas in diesen Räumen nicht zu den reizendsten Stelldichein gehörte, so hoffte ich doch einen dergleichen Obmann der Pferde- und Schweinhorden zu finden, im beruhigenden Bewußtsein, nichts in der Tasche zu haben als einen Band von Rousseau, ein Taschenmesser und ein Sacktuch.

Mein erster Gedanke war, eine Anhöhe zu gewinnen, um die Gegend zu überblicken, — der Gedanke war da,

aber keine Anhöhe. Die ganze Strecke des Waldes von Moor bis Raab und Wesprim u. s. w. ist nichts als eine Fläche. Ich wanderte also dem Gange der Sonne nach. So wanderte ich wieder zwei Stunden durch Gestrüppe und Geschlinge, zwischen den tausendjährigen Baumsäulen mit ihren grünen Dächern.

Endlich fiel mir ein, einen dieser vielarmigen Riesen zu besteigen, um vielleicht von seinem Wipfel aus etwas zu erblicken, wornach ich mich orientiren könnte.

Dazumal, verehrter Leser, war der Humorist von jener Taille, die zu einem „Baumkraxler" wie geschaffen ist. Er kletterte auf einem Baume so flink herauf und herab, wie jetzt eine Demission eingegeben und angenommen wird. Der „Humorist" hatte so wenig Fleisch wie ein Fastentisch und war so elastisch wie ein Preßgesetz.

Ich schwang mich in die Höhe, und das nicht durch Kriechen, sondern durch mühsames Emporstreben; von Zweig zu Zweig kam ich bis in den Wipfel des hohen Baumes.

Aber es war nichts zu sehen als Himmel und Waldung; ein Meer von Baumgipfeln wogte unter mir, bis an den fernsten Horizont. Schon wollte ich trostlos herabsteigen, als ich ungefähr eine Viertelstunde weit über den Bäumen kleine blaue, dünne Rauchwölkchen aufsteigen sah, die wie Nebelflocken sich leise in die Höhe wirbelten, und unbezweifelt aus einer der Baumgruppen sich entwickelten. Wo Rauch ist, sagte ich mir ganz

erfreut, ist auch Feuer, und wo Feuer angemacht wird, sind Menschen, und sollten diese Menschen auch Räuber sein, sie sind doch nicht so furchtbar, als die Aussicht auf tagelange Herumirrung im Bakonyer Wald mit der Endaussicht auf Hungertod.

Ich stieg herab, nachdem ich die Richtung herum merkte, und wand mich mühsam, behutsam und fast kriechend von Baum zu Baum. Da schien der Wald etwas heller zu werden und ich urtheilte ganz richtig, daß ich einer sogenannten „Waldlichtung" nahe sei. Ich drückte mich, von dicken Baumstämmen geborgen, immer weiter vor, und sah endlich durch das dünner werdende Dickicht auf die Lichtung hin, die in diesem Augenblicke einen sonderbaren Anblick darbot.

Die Waldlichtung, eine kleine Fläche mit grünem Rasen bedeckt, war von einer kleinen Sandgrube unterbrochen, die aber auch von einzeln hervorspringenden Baumstumpfen durchschnitten war. Auf dem niedrigen Gebüsch am Rande der Sandgrube und des Waldes waren Linnenstücke, Hemden, Tücher, u. s. w. zum Trocknen ausgebreitet, und um ein prasselndes Feuer in der Mitte zeigte sich eine Gruppe jenes braunen, räthselhaften Nomadenvolkes, das wie eine lebende Tradition durch die Welt geht, und dessen Existenz und Geschichte nicht zu den kleinsten Wundern gehört, welche eine höhere Weltordnung unzerstörbar durch die Wandlung der Stände, Völker und Nationen gehen läßt.

Es war eine oder zwei Zigeunerfamilien, die hier

Wanderruhe hielten. Zwei Männer in dunklen Wämmsen, mit bunten Halstüchern, trugen am dunkelgebräunten Antlitze die Spuren sowohl von Wind und Wetter, als auch von den harten Wanderungen durch Drangsal, Bitterkeit und Verfolgung. Mahagoni-Züge lagen dunkel auf diesen Gesichtern, und in den Furchen der harten Stirn standen die Anklagen eines ewigen Leids gegen die Unerbittlichkeit des verfolgenden Geschicks. Drei bis vier alte Weiber, mit bunten Tüchern um den Kopf, runzlich, gelb und mit dem Ausdrucke verwilderter Weiblichkeit, lagen im Sande und beschäftigten sich mit Ausbessern alter Kleidungsstücke, während zwei Kinder sich im Grase balgten, auf deren braungefärbten Wangen doch die Rosen der Gesundheit blühten.

Als ich aus dem Dickicht hervortrat, waren es die Kinder, die mich zuerst sahen und mir entgegensprangen. Sogleich war Alles in dem kleinen Lager in Bewegung. Männer und Frauen umringten mich und der Eine fragte barsch: wer ich sei, woher ich komme und was ich suche.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können, aber ein Zigeuner, und dazu im Bakonyer Walde, kann gewiß mehr fragen, als zehn Poeten beantworten können.

Ich war aber vorbereitet und erwiderte: ich wäre aus Moor und wir wären hier im Walde unserer Dreißig, die von der Herrschaft ausgeschickt worden sind,

den Wald zu durchstreichen, um zu sehen, welche Knoppern-Ausbeute die Bäume versprechen, da Raaber Kaufleute den Wald darauf pachten wollten. Wir haben auch, — fuhr ich fort — herrschaftliche Haiduken bei uns; ich habe mich in diese Gegend gewendet, und da ich hier Feuerschein sah, kam ich hieher und bitte, mir die Pfeife anzünden zu können.

Nach dieser Rede, die an Diplomatie und Klarheit selbst im Achtundvierzigerjahre ihr Glück gemacht hätte, zog ich in angemessener Ruhe meine Pfeife aus dem Sack, und indem ich sie gestopft hatte, reichte ich dem Zigeuner ruhig den Kostik hin und sagte: Tessék (beliebt's)? Darauf schritt ich auf das Feuer zu, und sagte zu einer der Sibyllen, indem ich mit den Fingern in der Westentasche zu suchen begann: „Wenn ich einen Zwanziger bei mir habe, so will ich mir, weil's sich g'rade so trifft, auch wahrsagen lassen." Dabei ließ ich die zwei Männer nicht aus den Augen, die ihre Pfeifen stopften und mit einander ihr Kauderwelsch sprachen. Die Debatte schien zu meinen Gunsten auszufallen. Der Eine trat heran und sagte: „Wenn Du Dir wahrsagen lassen willst, so soll Dir Zinka wahrsagen." Darauf pfiff er auf seine Weise und aus der andern Seite des Waldes kam nach einigen Minuten aus dem Gehölz ein junges Mädchen gerannt, flüchtig wie ein Reh, daß sich die Grasspitzen kaum unter ihrem Tritte beugten, und fragte, was es gäbe. Es war Zinka, die Preciosa dieser kleinen Zigeunerhorde. Ihre Gestalt zeigte ein Ideal

des schönen Völkerstammes, welcher in Bau, Wuchs und Gliedmaßen das Ebenmaß der Vollendung an sich trägt und dem selbst eine vieltausendjährige Flucht und Hetze das Gepräge seines ursprünglichen Gestaltadels nicht ganz verwischen konnte. In langen Flechten fiel ein rabenschwarzes Haar über Schultern und Busen herab, die trotzig auf ihre naturgesetzliche Berechtigung und Vollendung ihrer Fülle in das darauffallende Licht zurückwarfen. Zwei Augen glänzten wie zwei vom dunkeln Lichte durchtränkte Edelsteine aus diesem nachtgebräunten Antlitz, und zwei feingeschnittene, sinnvolle Purpurlippen öffneten sich wie triumphirend, um zwei Reihen Zähne sehen zu lassen, die den unzerstörbaren Pensionsfond dieser Stammesschönheit bilden.

„Zinka," sagte der Zigeuner, „der Herr ist aus Moor, wohin wir gehen, und will sich wahrsagen lassen. Thu' das." — Zinka sah mich mit hellen Augen an, wie eine Gazelle, ließ sich meine Hand reichen, auf die ich einen Zwanziger legte. Während sie die Linien meiner Hand erforschte und mir in dem gewöhnlichen Zigeuner-Orakel prophezeihte, hatte ich nun mehr und mehr Gelegenheit, den besonderen Reiz dieses wilden Geschöpfes zu bewundern, und so zu sagen mich in ihn zu vernarren. Als sie zu Ende war, zog ich meine Börse heraus, die gerade nicht an Ueberladung litt, und schüttelte den ganzen Inhalt in die Hand Zinka's, indem ich ihr lächelnd sagte, ich hoffte, sie würde mir dafür ein Stück Brod geben, da schon Mittag ist, und mir dann

den Weg zurück nach Moor zeigen. Das Manöver des Geldausleerens war von meiner Seite nicht ganz unberechnet, und überzeugte die Zigeuner, daß ich nichts mehr besaß. Zinka sah fragend auf den Zigeuner; dieser nahm mir die Börse aus der Hand, während der Andere ganz behaglich allen Tabak aus meinem Kostuk in den seinigen leerte und sagte: „So geh', Zinka, und zeig' dem Herrn den nächsten Weg!"

Froh, so daraus zu kommen, überglücklich in dem Gedanken an die Ariadne, die mich aus diesem Labyrinthe bringen sollte, schenkte ich meinen Kostuk noch dem andern Zigeuner, und einem der schwarzen Bälge mein Taschenmesser.

Zinka sagte: „so komm'!" — Ich habe seitdem von den ersten und reizendsten Künstlerinnen wohl einige hundert Male die Worte gehört: „komm' her!" aber so lieblich, wie jenes „so komm'!" der Zigeunerin Zinka klang mir noch keines.

Zinka ging bald vor, bald neben mir, wie es die Waldwildniß zuließ, und ich hatte Gelegenheit, die Symmetrie, die Elasticität dieses reizenden Körpers in allen Biegungen und Wendungen zu bewundern, indem sie zugleich im Gespräche alle liebliche Wildheit ihrer Natur und alle schwankenden Moralgesetze ihres Stammes und ihres Gesetzes entwickelte. Ich sah wie Goethes Mahöda: „Zwischen tiefem Verderben ein menschliches Herz." Doch ich will kurz sein; ich nahm beim Abschied mein buntseidenes Halstuch ab, schlang es ihr um's Haupt, und

sie versprach mir, wenn sie nach Csáka kommen, eine Viertelstunde von Moor, wo sie längere Zeit zu bleiben gedenken, so würde sie mich gleich aufsuchen.

Und so kam es auch. Die kleine Horde kam nach Csáka, blieb Monate lang da, und ich besuchte diese fromme Gemeinde zuweilen in den Stunden der Buße und menschlichen Kasteiung.

Um diese Zeit begab sich in meinem Hause ein kleiner Umstand, der aber dies schwere Abenteuer, welches ich zu erzählen im Begriffe bin, hervorrief.

Meine Stiefmutter trieb neben dem Salzhandel noch ein Weingeschäft. Sie hatte ein paar hundert Eimer Wein liegen in verschiedenen Gebünden. Der Keller lag am Ende des Ortes, nahe an dem Weingarten, und meine Stiefmutter begab sich alle vierzehn Tage in der Nacht dahin, um die Weine zu reinigen, zu putzen, nachzufüllen, u. s. w. In diesem Geschäfte begleitete sie Ziperl mit einer großen Laterne.

Nun begab es sich, daß meine Stiefmutter von einem solchen Unwohlsein ergriffen wurde, daß sie nicht ausgehen konnte, und eines Abends beauftragte sie mich, an ihrer Stelle die Weine zu putzen, zu füllen, u. s. w., da sie sonst zu Grunde gehen.

Ich wendete zwar ein, daß ich ein Ignorant bin, daß ich von diesen vinocolen Angelegenheiten gar nichts verstehe, allein sie antwortete: „Du hast einen guten Kopf, Du kannst Alles!“ Ich wurde also feierlichst mit dem Kellerschlüssel belehnt: Weinbürste, ein Beil, Lein-

wand, Schwamm wurde mir ex officio anvertraut, und als die silberne Sichel des Mondes durch die goldenen Aehren der Sterne ging, wanderte in den dunklen Straßen Moors ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, in seiner Hand blitzte ein Mordgewehr, ein Beil, und vor ihm schritt wie die Feuersäule der Israeliten eine „Ziperl“ mit einer großmächtigen Laterne!

Wer wandelt so spät durch die Straßen von Moor?
Es ist ein Poet und Ziperl zuvor!

Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unserer Drei, ich Ziperl und der Genius, der die Unschuld beschützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, besonders wenn man den Genius einmal im Keller hat.

Ich muß dem Leser bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und schlug oben den Zapfen vom Spundloch auf, dann steckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzusehen, wie viel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die „kamichte“ Decke ab, fuhr mit der Bürste in's Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab u. s. w. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faßseite, dadurch geht alles „Kamichte“ in die Höhe, da füllt man wieder nach, bläst wieder ab, und das so lange, bis der Wein im Faß und das Gewissen in uns rein ist; dann wäscht man den Zapfen ab, trocknet ihn,

schlägt ein reines weißes Läppchen herum und beilt das Faß zu; ist das geschehen, dann ist's ein fait accompli, und man hat *seinen Platz ausgefüllt*.

Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur zwei sind, und daß der Genius der Unschuld nicht mit uns zurückgegangen ist. Ziperl wollte haben, wir sollten nochmal zurückkehren, um zu sehen, wo der Genius geblieben ist, allein ich sagte: „Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rausch ausgeschlafen haben wird, wird er wieder kommen!“

Als wir nach Hause kamen und ich als Berichterstatter meinen Vortrag geendet hatte, war meine Stiefmutter ganz vergnügt, und in einer Laune von Großmuth zog sie ein Stück geblümten Kattun aus dem Schranke und sagte: „Dafür hast Du da auf einen neuen Schlafrock!“

Ein neuer Schlafrock war in Moor eine *Begebenheit* und im Hause meiner Stiefmutter ein *Ereigniß*.

Aber *dieser* Schlafrock war ein *Schicksal*! dieser Schlafrock war ein *kattunenes Drama*, eine *Katastrophe* in *Baumwolle*! In diesen Schlafrock hüllte sich nicht mein Ich, sondern eine *Nemesis*, ein *Strafgericht*, eine *furchtbare Enthüllung*!

Die historische Wichtigkeit, welche der Kattun-Schlafrockstoff in dieser Erzählung hat, entschuldigt es, wenn wir ihn einer genaueren Beschreibung unterziehen.

Dieser Schlafrockstoff wurde mir mit den Worten dargereicht: „Das ist ein Kattun! Wer's nicht weiß, glaubt, es ist pure Seide!“ Ich nahm ihn mit jenem Ausdrucke von Dank an, von dem Jeder, der's nicht weiß, glaubt, er wäre aufrichtig.

Dieser Seidenstoff für Unwissende, für die Eingeweihten aber „purer Kattun“, war von bretener Verfassung, die aber seit Jahren mehrere Revisionen erlebt hat, so daß die Paragraphe, d. h. die Bug-Lagen, verschiedene Abschabungen und Abstoßungen erlitten hatten; durch jenen Zahn, den selbst Dr. Pfeffermann seiner Besitzerin nicht ohne Schmerzen herauszieht, durch den Zahn der Zeit hatte die Verfassung dieses Stoffes eine solche Mürbheit erhalten, daß man sie auseinanderblasen konnte. Die Farbe dieses seidenen Kattunstoffes war ein freches Grün mit ultragelben Punctirungen. Einige sechzig Frühlinge hatten diesem Ultragelb einen Anflug von Mehlsackgrau gegeben, so daß das Ganze für den, der's nicht wußte, blos die Bauchhaut einer Blindschleiche dargestellt hätte. Wenn sich meine glühende Phantasie mein Ich in diesem Schlafrock vorstellte, so glaubte sie ein Thier aus der Apokalypse vor sich zu haben, ein Kanarienvogelkopf auf dem Rumpfe eines provisorischen Laubfrosches.

Da ich dieses Geschenk meiner Kellerwanderung zu verdanken hatte, ich diese aber nicht allein, sondern in Begleitung Ziperls und des Genius der Unschuld unternahm, so war ich ernst entschlossen, den Stoff an Ziperl

abzutreten; allein das wäre eine empfindliche Rohheit vis-à-vis der Geschenkgeberin gewesen. Dann dachte ich daran, diesen Kattun dem Genius der Unschuld auf einen Schlafrock zu schenken. Endlich aber entschied ich mich dafür, diesen Stoff meiner reizenden Zigeunerin zu geben. Vom Entschluß zur That war nur ein Schritt, d. h. ungefähr ein paar tausend Schritte, bis zum ambulanten Zigeunerdörfchen, welches die Zigeuner nahe bei Csáka aufgeschlagen hatten. Um die gewöhnliche Stunde, wenn die eherne Zunge der Stunde achtmal an die metallene Lippe der Zeit schlägt, wanderte ich hinaus, unter den Buchen, unter den Linden sie zu suchen, sie zu finden. Zinka, welche die Stunde wußte, wenn das blonde Kind des beflügelten Gottes zu dem braunen Kinde der liebegünstigen Haide schleicht, erwartete mich, ich flog ihr entzückt entgegen.

„Zinka, hier hast Du ein Geschenk! Pure Seide, und wer's nicht weiß, hält's für puren Sammt!" — ich wickelte den Kattun um ihren schlanken Körper und rief den am Abhange weidenden Ochsen und Kühen zu: »Honni soit qui mal y pense!«

Nach der Wonne, einen kattunen Schlafrock geschenkt zu bekommen, kommt gleich die Wonne, ihn wieder an eine Zigeunerin geschenkt zu haben. Ich verließ bald darauf Zinka, ohne ihr, wie Ritter Delorges, zugerufen zu haben: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht."

So verstrichen einige Tage in stiller Ruhe, Ord-

nung und Sicherheit. Kein Wölkchen trübte den heitern Horizont unserer patriarchalischen Hütte; Erdäpfel, Spinat und Salat wechselten in ihrer regelmäßigen Bahn ab, Ziperl griff manchmal mit einem Stück Kalbfleisch oder Huhn dem Rädergange des Schicksals in die Speichen und nichts ließ mir das Ungewitter ahnen, welches sich über meinem Haupte zusammenzog!

Vor einigen Jahren hatte eine Frau Rentmeisterin in Moor den berühmten Kattun, den Unwissende für pure Seide hielten, bei meiner Stiefmutter gesehen, und, wie sich von selbst versteht, bewundert.

Dieser unglückseligen Rentmeisterin kömmt plötzlich zur unglückseligen Stunde der unglückselige Gedanke, ihrem Herrn Rentmeister zum Geburtstage einen Schlafrock zu schenken, und in ihrem Gedächtnisse lebt jenes freche Grün des bewußten Kattuns als ein Ideal alles Reizenden, und sie kömmt, um den Stoff zu bitten, um in Stuhlweißenburg einen ähnlichen kaufen zu lassen. Meine Stiefmutter, nicht wenig in ihrem Kattun geschmeichelt, sagt: „Ich hab' ihn meinen Moritz auf'n Schlafrock geschenkt! Ich werd' ihn gleich holen lassen."

„Mein Moritz" wird geholt, „mein Moritz" erscheint: „mein Moritz" kommt und hört und glaubt, der Schlag rührt ihn. Er soll den kattunenen Schlafrock oder den Kattun sehen lassen, die geistreiche Frau Rentmeisterin will justament einen ganz ähnlichen grünen Kattun mit gelben Puncten!

Don Carlos stand vor seiner Schwiegermutter und

vor dem Groß-Inquisitor mit keinem solchen Schafsgesicht da, wie ich vor meiner Stiefmutter und der gestrengen Frau Rentmeisterin!

Mein erster Gedanke war, die Frau Rentmeisterin zu erdrosseln, meine Stiefmutter in den Keller zu sperren, zwei Gulden aus ihrer Casse zu nehmen und mit Zinka nach Amerika zu entfliehen. Die Frau Rentmeisterin hatte aber einen solchen Blähhals, daß sie mir unerdrosselbar vorkam, und ich mußte diesen glücklichen Plan aufgeben. Mein zweiter Gedanke war, geschwind zu Zinka zu laufen und ihn auf einen Augenblick zurückzuverlangen; allein mir fiel ein, daß sie mir erst gestern sagte, sie hätte aus dem Kattun sich schon einen Faltenrock für den Kirchengang zum nächsten Sonntag gemacht!

Ich stand da wie ein Schullehrer, der zum ersten Male Schnee schaufeln soll. Ich sagte endlich: „Ich will ihn sogleich holen!" ging in mein Zimmer und kam mit der Nothlüge zurück: „Ich kann den Stoff nicht finden!"

„Den Seidenstoff hat man gestohlen!" schrie meine Stiefmutter, und so mußte Juno ausgesehen haben, als sie den Merkur einen „Rinderdieb" nannte. „Gestohlen! Gestohlen!" Ich zuckte die Achsel. Zweimal vierundzwanzig Stunden wurde das ganze Haus in Untersuchungsstand gesetzt. Ziperl wurde inquirirt. Ganz Moor wurde in Ausnahmszustand erklärt, und meine Stiefmutter schwur, ein Beispiel sondergleichen zu geben; vorausgesetzt, daß sie den Dieb erst habe.

17*

Ich zog mich in mich selbst zurück und überließ leichtsinniger Weise die Sache ihrem Lauf in der Ueberzeugung, daß sie ohne Folgen sein würde.

Aber anders hatten es die Götter, die unerbittlichen, beschlossen!

Am Sonntag war eine Art Kirchenparade in Moor. Der Bruder meiner Mutter wohnte der Kirche gerade vis-à-vis und die Fenster seiner Wohnung gingen auf die Kirche, welche auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hause lag.

Ganz Moor, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, strömte zu diesem außerordentlichen Spectakel, und auch meine Frau Stiefmutter verfügte sich an ein Fenster in diesem Hause auf dem Moorer Kohlmarkt, um das Schauspiel zu genießen.

Nach und nach kam die Moorer Bevölkerung, Honoratioren, Notabilitäten, Militär, Volk, aus allen Richtungen.

Auch das reizende Zigeunerkind Zinka, strahlend in dem Geschenke der Zärtlichkeit, in dem grünen Ueberrock aus Kattun, den Unwissende für Seidenstoff hielten, näherte sich unbefangen, um die Kirche zu besuchen. Unglückseliger Weise fiel das Auge meiner Stiefmutter auf sie, sie erkannte den Kattun; es konnte kein anderer sein, einen ähnlichen brachte die Schöpfung nicht noch einmal hervor! Sie fuhr vom Fenster weg: „Nun hab' ich den Dieb!" Augenblicklich requirirte sie die heilige Gerechtigkeit in Gestalt eines Kis biró und Haiduken,

und indem sie „die Zigeunerin in dem grünen Kattun-Kittel" als eine Diebin bezeichnete, wurde diese bei ihrem Herausgehen aus der Kirche von den Handhabern der blinden Göttin angefaßt und sogleich vor die Moorer Assisen gestellt!

Dieser Auftritt konnte nicht ohne Aufsehen geschehen; es versammelte sich ein hochansehnliches Publikümchen um sämmtliche Mitglieder dieses Zigeuner-Dramas. Zinka wurde mit ihrer Gefährtin in die Gerichtsstube abgeführt, der Richter wurde gerufen, Haiduken mit, meine Stiefmutter folgte mit dem respectvollen Gefolge von Neugierigen aller Classen.

In der Gerichtsstube eröffnete sich das öffentliche und mündliche Verfahren, welches der Kis biró. als Staatsanwalt, mit der üblichen Formel: »Na ebbata kutya, etc« eröffnete, indem er Zinka fragte, wie und wann sie diesen Kattun gestohlen habe. Zinka, mit jener Ruhe, welche das Bewußtsein der Unschuld verleiht, lächelte und sagte unbefangen: „Der Sohn der Salzgewölbfrau hat mir den Kattun geschenkt!" —

Entsetzen! — Stillstand des Verstandes sämmtlicher Magistratspersonen. — Gewaltige Maulaufsperrung des respectablen Auditoriums! —

Nur meine Stiefmutter, außer aller Atmosphäre gesetzt durch den Anblick des corpus delicti, vulgo: grüner Kattun, nicht berechnend die Wechselfälle des menschlichen Lebens und die Verirrung sterblicher Schlafröcke, blieb unerschüttert und rief: „Wie, du freche

Zigeunerin, wagst, meinen tugendhaften Sohn öffentlich als Mitverbrecher anzugeben?" Aber Zinka blieb dabei fest und verlangte, man sollte mich rufen lassen. Die etwas verblüffte Jury besann sich, aber meine Stiefmutter selbst sagte: „ja, man solle ihren tugendhaften Sohn nur holen!"

Dieser tugendhafte Sohn saß indessen zu Hause und sah mit Erstaunen, daß die Mittagsstunde vorüber ist, die Stunde, in welcher er bestimmt war, Salat und Spinat zu Ehren des Vegetabilitäten-Schöpfers zu verzehren, und in dieser Erwartung durchschritt er mit acht Schritten sein Schlaf-, Schreib-, Speise- und Bibliothekzimmer, als auf einmal die Moorer Hermandad eintrat mit dem Bedeuten, meine Stiefmutter läßt mir sagen, ich möchte sogleich zum Kis biró kommen. Ich hatte nicht die blasse Ahnung von dem, was mir da entgegentreten sollte, und folgte mit dem festen Tritte eines Gerechten dem Diener der Moorer Executive.

Allein wer schildert meine Ueberraschung, als ich in dem vollen Gerichtssaale Zinka in dem grünen Kattunrock wie eine aufblühende Salatstaude stehen sah, und „rings am hohen Balcone die Damen im schönen Kranz!"

Augenblicklich wurde mir Alles klar; mit dem Tact und Scharfblick eines Napoleon übersah ich das Schlachtfeld, alle Positionen, die Stellung der feindlichen Armeen, Pässe und Wege zum Rückzug, und der Plan des Feldzuges war augenblicklich gefaßt.

Meine Stiefmutter schrie mir gleich beim Eintritt entgegen: „Da stell' Dir die Niederträchtigkeit vor, diese u. s. w. hat den Kattun gestohlen und sagt, Du hast ihn ihr geschenkt!" — Zinka sagte ganz ruhig: „So rede und sag', hast Du mir den Kattun nicht geschenkt?" und auch die Justitia selbst mit Schnurrbart und Csakan fragte mich: „Na, Ebbata, haben Sie Kattun geschenkt?"

Ich trat vor, legte die Hand feierlich auf Zinka's Haupt und sagte hohl und dumpf: „Ich habe ihr den Kattun geschenkt!" Ein Schrei der allgemeinen Ueberraschung, dann leblose Stille und Erwartung. — Meine Stiefmutter schritt auf ihren tugendhaften Sohn zu und fragte: „Aber sag' mir nur, wofür hast Du ihr den Kattun geschenkt?" Ich antwortete mit dumpfer Stimme: „Und haben Sie gar keine Ahnung, wofür ich ihr den Kattun geschenkt haben könnte?" — Meine Stiefmutter erwiderte: „Nein, ich kann mir gar nicht denken, warum Du einer fremden Person, die Dich gar nichts angeht, diesen prachtvollen Kattun schenken sollst!" — Ich schritt ernst und pathetisch auf den Richter zu und fragte: „Was denken Sie?" Er antwortete: »Ebbata, was soll ich denken; bin ich Richter, denk' ich gar nix, et caetera!« Ich hob meine Augen gen Himmel, schritt auf meine Stiefmutter zu und fragte mit unheimlicher Weise: „Sind Sie abergläubisch?" — Sie trat einen Schritt zurück: „Warum fragst Du?" — Ich frage noch einmal: „Glauben Sie an Prophezeiungen?" — Sie

war erschüttert, das verehrte Publikum war in sichtbarer Spannung, ich trat vor wie ein Inspirirter, faßte Zinka bei der Hand und begann mit Klarheit:

„Dieses reizende Kind ist Zeuge, daß ich einst im Bakonyer Walde mich verging, das will sagen, mich verirrte. Dieses Mädchen, ohne welches ich vielleicht hilflos verschmachtet wäre, brachte mich auf dem kürzesten Wege wieder auf den rechten Weg zurück. Ich ließ mir von ihr wahrsagen; sie sah die Linien meiner Hand lange und aufmerksam an und sagte dann: „Ein Ding, das lange, lange verborgen lag, kommt durch ein Werk der Finsterniß und durch Dich an's Tageslicht; wenn Du dieses Ding erhältst und es nicht verschenkst, ohne daß die Person, die es Dir gab, etwas davon erfährt, so wird binnen jetzt und Weihnachten diese Person ein tiefes Leid und einen herben Verlust erleiden."

„Als dieses liebe Kind so gesprochen, verließ sie mich; und sinnend und grübelnd über den dunkeln Sinn dieser Prophezeiung kam ich nach Hause; da forderte mich meine Stiefmutter auf, da sie unwohl ist, in der Nacht den Wein zu putzen. Das war also schon „das Werk der Finsterniß", von welchem die Wahrsagerin sprach. Des andern Tags holte meine Stiefmutter den Kattun, der jahrelang im Schranke lag, um ihn mir zu schenken; da war also auch „das Ding, das jahrelang verborgen lag", welches durch das „Werk der Finsterniß" an's Tageslicht kam. Mich ergriff nun ein Grauen, die Ahnung von dem Eintreffen auch des

andern Theiles der Prophezeiung überkam mich, mich beunruhigte es, das Heil meiner Stiefmutter bewog mich also, „das Ding zu verschenken“, ohne „daß die Person, die es mir gab, etwas davon erfahre“; so wollte die Prophezeiung. Ich konnte es also in Moor selbst keiner Person schenken, und ich schenkte es dieser unschuldigen Sibylle, von welcher ich nicht wissen konnte, daß das Ding so kommen sollte! Es ist anders gekommen! Ich fürchte die dunkle Fügung der unheimlichen Himmelsmächte! Sie haben selbst das Orakel herausgefordert! Mögen die gerechten Götter Alles zum Guten lenken und möge die Vorsehung, die oft auf die Erfüllung ihrer Orakel besteht, es Ihnen verzeihen, daß Sie sie herausgefordert haben, indem Sie ein unschuldiges Kind der Natur und einen tugendhaften Sohn vor den Augen eines so ehrenvollen und geistreichen Publikums einen Augenblick lang unreinen Gedanken aussetzen konnten. Gott im Hmmel kann vergeben wie ich! Ich entfernte mich mit Ruhe, Bewußtsein, Wehmuth und Zinka! — Darauf verneigte ich mich tief und ehrerbietig nach allen Seiten, ergriff Zinka bei der Hand und schwenkte mit ihr wie ein siegender Gott durch die erstaunte Moorer Bevölkerung.

Zinka sagte, ihre Horde gehe morgen fort; ich nahm Abschied und beschloß auch zugleich, zu meinem Bruder nach Lovasberény zu gehen.

Ich eilte nach Hause, packte meine Wäsche und Kleider in einen Mantelsack, steckte ihn in die rechte

Rocktasche und meinen Rousseau in die linke und verließ Moor. Ich nahm von Ziperl Abschied und sagte ihr: „Ich danke Dir für Alles, was Du mir heimlich Gutes an Rindfleisch und Kalbfleisch gegeben; möge es Dir der Himmel an Mann und Kindern wieder vergelten!“ segnete sie und ging per pedes apostolorum zu meinem Bruder.

Meine Stiefmutter kam nach Hause, erwartete mich lange und fragte endlich wie Königin Elisabeth: „Wo ist Lord Leicester?“ — Ziperl antwortete still weinend: „Der Lord ist fort, zu Fuß nach Lovasberény!“

Gedanken auf der eben in Bau begriffenen Badner Wandelbahn,

oder:

Einige humoristische und philanthropische Bemerkungen über die Reunions in Baden mit ihren tanzenden Bevölkerungen, und wie die traurige Lage dieser arbeitenden Classe zu verbessern ist.

(Humoristische Vorlesung. Gehalten in Baden am 31. August 1845.)

Es ist Ihnen nicht unbekannt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß Baden schon den Römern bekannt war, daß hier eine römische Colonie war u. s. w., wir wandeln hier auf classischem Boden, zum Beweise: es ist classisch langweilig! Einen andern Beweis dafür liefern die ausgegrabenen Münzen aus den Zeiten der Römer! Sehen Sie, m. f. H. u. H.! das ist der Segen des Silbergeldes! Wenn man in tausend Jahren einmal wieder in Baden nachgraben wird, wird man schwerlich die Banknoten wieder wohlerhalten finden, welche die Wiener hier eingegraben haben!

Die Zeiten ändern sich! Einst waren die Römer hier, jetzt sind die Wiener hier! Das ist ganz dasselbe!

Die Römer vertheidigten sich wie die Helden, wenn man ihr Capitol angreifen wollte, die Wiener vertheidigen sich wie die Helden, wenn man ihnen ihr Capital angreifen will! Früher kamen Legionen Römer, jetzt kommen Legionen Wiener. Es haben sich fast noch alle römischen Institute erhalten; das römische Colonialrecht, das Jus coloniarum, heißt jetzt „Curtax“, und auch für die sogenannten Rechte der Socii spricht noch adato hier und da ein Socius! Was Pompejus für Rom war, war Pokorny für Baden, beide haben eine Arena gebaut; in die Arena zu Baden gehen die Wiener nicht hinein, und sie sind auch in die römische Arena nicht gegangen.

So wie man in Baden römische Spuren findet, so fand man in Rom Spuren von Badner Sitten; z. B. die Wölfin, welche Remus und Romulus säugte, war die römische Milchmariandel, die römische Jammerpeppi! *)

Ich habe letzthin, m. f. H. u. H.! eine höchst interessante Entdeckung gemacht; ich ging nämlich des Morgens durch den Park in den Anlagen hinauf bis zu dem Puncte, wo die Anlagen aufhören und das Talent anfängt, das Talent der Natur nämlich; da grub ich mit dem Stocke in den Boden, ich stieß auf eine klingende Masse, und Sie wissen, wenn ein Schriftsteller auf eine klingende Masse stößt, da hört er nicht

---

*) Unter diesem Namen ist in Baden die Inhaberin einer Kaffeewirthschaft, Namens Josephine Jammer allgemein bekannt, deren Locale von den Badner Curgästen sehr stark besucht werden. Der Herausg.

auf; ich grub weiter und zog eine goldene Rolle hervor; ohne ein Schauspieler zu sein, faßte ich die Rolle schnell auf, entwickelte sie, und in ihr lag eine Papyrusrolle mit den sonderbaren Buchstaben:

»B. L. d. Rom. B. G.«

Nach langem Entziffern fand ich die Bedeutung dieser Buchstaben: »B. L. d. Rom. B. G.« nämlich:

„Badeliste der römischen Badegäste."

Welch' ein Fund für die Geschichte der Römer! Ich fand ganz sonderbare Namens- und Characterverzeichnete; z. B.:

„Fabianus Claudius, bürgerlich römischen landesbefugten Seidenzeugfabrikantens-Witwe-Prokuraführer.

Sempronius Cajus, jubilirter römischer Hof-Aquaducts-Commission Vice-Consulent.

Frau von Carnelia, geborne Freiin von Caracala, verwitwete alte Ruineninhaberin außerhalb des peneischen Hügels, sammt zwei Fräulein Töchter, Stiftsdamen im großen Circus des Hercules.

Hadrians Tarquin Moses Löbel, tolerirter Hausisraelit im Tempel der Juno moneta" u. s. w.

Eine einzige Zeile machte mir viel Mühe, sie zu dechiffriren, nämlich die Buchstaben:

»An. Mor. chor. Pro. han. au. Röm-Matt.«

Endlich buchstabirte ich zusammen: »Anselmus Mordchei choreiner, Productenhändler aus Römisch-Mattersdorf."

Wodurch bewiesen ist, daß schon dazumal Römer und Mattersdorfer zugleich in Baden wohnten.

Die Römer haben sich selbst ihre Bahn durch die Welt gebrochen, die Wiener, die nach Baden kommen, die müssen fremde Bahnen befolgen, zuerst die Eisenbahn, und nun wird ihnen eine „Wandelbahn“ gebaut, die ihnen den Weg anzeigen wird, den sie zu wandeln haben.

Ein jeder Mensch, m. f. H. u. H.! hat seine Laufbahn, aber nur der Mensch, der badet oder trinkt, hat auch seine Wandelbahn!

Bevor der Mensch noch gehen kann, bestimmt man ihm meist schon seine Laufbahn, deshalb ist es natürlich, sobald er gehen kann, stolpert er auf der Laufbahn so lange, bis er von seiner Laufbahn davonlauft, um sich selbst Bahn zu machen. Auf seiner Laufbahn braucht der Mensch zwei Sachen, um vorwärts zu kommen: entweder Dummheit oder Protection! Dummheit ist der beste Vorspann, Dummheit ist der Naturrelais, mit welchem man über alle Berge und rasch durch's Leben fährt; wer aber Geist besitzt, muß Protection haben, Protection muß ein geistreicher Mensch schon deshalb haben, damit ihm die Leute verzeihen, daß er geistreich ist.

Auf der Laufbahn des Lebens, m. f. H. u. H.! gehen die menschlichen Wege aus einander, je nachdem was die Menschen trinken; ein Mensch, der Champagner trinkt, hat eine andere Laufbahn als der Mensch,

der Grinzinger trinkt, und ein Mensch, der schwarzen Kaffee trinkt, eine andere als der, welcher Schnaps trinkt; das Getränk macht auch den Unterschied der Stände aus, darum weil der Wein ein viel adeligeres Getränk ist als Wasser.

Im Weine liegt Wahrheit: darum haben die Ritter im Mittelalter allen Wein allein ausgetrunken, damit nur eine Wahrheit unter's Volk komme! Wein ist ein adelig Getränk, auf den Bergen hochgeboren, und je älter er ist, desto hochgeschätzter! Wasser hingegen ist ein demokratisches Getränk! Im Wasser und in der Erde sind alle Menschen gleich!

Sie werden zugeben, m. f. H. u. H.! daß das Getränk des Menschen großen Einfluß auf seine Gedanken hat, und daß man bei Champagner andere Gedanken hat, als wenn man Molken trinkt!

Das ist der Fall auf der Laufbahn des menschlichen Lebens, allein auf der Badner Laufbahn ist es anders, da trinkt man saure Milch — das ist ein sehr tugendhaftes Getränk! Ich bin überzeugt, Nero und Caligula haben keine saure Milch getrunken, darum waren es Tyrannen. „Die saure Milch," sagt Hufeland, „wirkt sanft und still wie die Natur," darum gehen die Badner Frauen so sanft und still herum wie die liebe Natur!

Wenn saure Milch still und sanft wirkt, sollten besonders Eheleute bedeutend saure Milch trinken! sie,

damit sie sanft und still werde, und er, damit seine Verdauung gestärkt werde, und er mehr vertragen kann!

Der Mensch ist das undankbarste Geschöpf, nicht nur gegen seine Mitmenschen, sondern auch gegen seine Mitkühe und Mitochsen! Was hat der Mensch nicht Alles einer Kuh zu verdanken, ich möchte sagen, seinen ganzen innern Menschen, mit Ausnahme der deutschen Rechtschreibung!

Die Kindheit ernährt der Mensch durch Milch, das Alter durch Butter und Käse, und das Mittelalter durch Molken!

Wenn der Mensch dankbar wäre, so würde er gar nie vor einer Kuh vorüber gehen, ohne den Hut herunterzunehmen! Besonders aber das schöne Geschlecht! Kein Schneider, keine Marchandes des Modes, keine Putzmacherin, kein Schönheitsmittel hat so viel für die Schönheit der Menschen gethan, als die Kühe, welche durch die Kuhpocken die Menschheit verschönert haben!

Dafür sollten eigentlich die Frauenzimmer recht dankbar sein, bei welchen die Schönheit Hauptsache ist, ein Mann hingegen braucht nicht schön zu sein, wenn er nur dumm ist! Bei unsern Männern jetzt hätten auch Blatternarben nichts zu sagen, denn man kann von ihrem bärtigen Gesichte sagen: „Sie lassen Gras d'rüber wachsen."

Man könnte bei unsern jungen Männern gar nicht bemerken, ob sie Blatternarben haben oder nicht! Unsere

jetzigen Jünglinge machen es den Romanschreibern sehr schwer! Früher konnte so ein Romanschreiber das Antlitz eines Jünglings nach Belieben schildern; entweder: „auf seinem Antlitze lagen die Rosen der Jugend,“ oder: „auf seinen Wangen blühten und glühten die Blumen der Unschuld,“ oder: „auf seinem Antlitze ruhte die bleiche Liebe der Schwermuth“ u. s. w., von dem Antlitze unserer Jünglinge könnte der Romanschreiber nichts sagen als: „auf seinem Antlitze lag der Bakonyer Wald!“

Unsere Jünglinge sind also der Kuhpocken-Erfindung keinen Dank schuldig, und das ist nichts als reine Sympathie von ihnen, wenn sie hie und da eine Kuh anbeten!

Auch noch andere Menschen, m. f. H. u. H.! sollten dankbar gegen die Kühe sein, z. B. die Advokaten, denn das eigentliche System des „Melkens“ verdankt man doch nur dem Umgange mit Kühen!

Aber, m. f. H. u. H.! es knüpfen sich noch tiefere, geistigere Beziehungen zwischen Mensch, Herz und saure Milch an! — Können Sie es glauben, daß Hufeland sagt, von wesentlichem Einflusse auf die saure Milch und Molken ist die Gemüthsbeschaffenheit der Kuh! Er sagt ferner: die moralische Einwirkung auf die Kuh ist von Wichtigkeit für die Milch, und die sanfte Behandlung, die sie von den Almendirnen erhalten, bewirkt die Güte der Molke!

Er sagt: die Freiheit ist das wesentliche Element

der Kuh, wenn sie gute Milch geben soll; in der Freiheit, da geht die Kuh hoch auf die Berge um aromatische Kräuter, da pflückt sie romantische Blumen und duftige Blüthen!

Also die Freiheit ist ein nöthiges Element zu guten Molken! die Menschen also können schon an und für sich unmöglich gute Molken geben! Die Kuh weiß demnach auch von dem Sprichwort: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit!“ Ja wohl, auf den Bergen wohnt die Freiheit, bis der Mensch aber hinauf kommt, braucht er einen Esel, ein Maulthier, oder eine Roßnatur, und wenn er oben ist auf dem Berg, wo die Freiheit wohnen soll, sieht er: Die Freiheit ist über alle Berge!

Die Freiheit hat Recht, daß sie auf den Bergen wohnt, da hat sie wenigstens eine schöne Aussicht!

Der Mensch, m. f. H. u. H.! ist wie ein kleines Kind, er steigt von Berg zu Berg, und glaubt, dem Himmel näher zu sein, und doch ist der Mensch dem Himmel nur dann am nächsten, wenn er am kleinsten Hügel steht: „am Grabeshügel!“

Es ist mit großen Bergen wie mit großen Männern, wenn man sie hochverehren will, muß man sie nicht näher kennen lernen, man wird getäuscht! Wenn man unten am Berge steht, wünscht man sich hinauf, in dieser Hinsicht ist jeder Mensch ein Liberaler, er sagt: „Da oben ist Freiheit, da muß ich hinauf; ist er aber

einmal oben, ist er einmal selbst so hoch gestiegen, oben zu sein, da freut ihn nur das, was tief unter ihm bleibt und ihm zu Füßen liegt!

An den Bergen zeigt sich der Lebenslauf und die Wandelbahn des Lebens am deutlichsten, die Esel steigen am sichersten, ihnen schadet kein Abgrund, ihnen droht kein Sturz! Es ist naturhistorisch, die Esel bekommen keinen Schwindel, das zeigt sich auch im Kaufmannsstand, die Schwindler sind keine Esel!

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, d. h. wer Einen auf einen Berg hinaufführt, nimmt sich die Freiheit, dem Andern tausend Lügen vorzureden. Man sieht Alles, was der Andere will! „Sehen Sie dort den weißen Punct im Nebel, halb links, rechts hinüber?“ — „Ja, ja, mir scheint!“ — „Das ist das mittelländische Meer!“ — „Sehen Sie dort, bläulich, bei dem grünen Streif, neben dem röthlichen Hügel, ganz nahe an der gelblichen Wolke?“ — „Ja, ja, mir scheint!“ — „Das ist die Spitze von der Peterskirche in Rom!“ — „Richtig!“ — „Sehen Sie dort den glänzenden Streif wie ein Teller, violett, wo die Spitze rechts ist, wo das Gewölk hängt, man kann's nicht sehen! Sehen Sie?“ — „Ja, ja, mir scheint!“ — „Das ist der Comersee!“ — „Richtig, richtig!“ — Kurz, wenn man nur ein Bischen gutmüthig ist, so kann man von einem solchen Berge Alles sehen, sogar ein paar Inseln, die noch gar nicht entdeckt sind!

Jeder Mensch, besonders der Wiener, muß, wenn

er auf dem Lande lebt, alle Tage ein paar Berge ablaufen, ohne Berge ist für ihn kein Paradies!

Es ist mit den Paradiesen sonderbar, m. f. H. u. H.! ich bereise alle Jahre einige Paradiese, diese großen Berg- und Alpenketten, die man paradiesisch nennt, und habe die Bemerkung gemacht, daß in allen Gegenden, wo Paradiese wachsen, wie im ersten Paradies der Baum der Erkenntniß fehlt!

Warum, m. f. H. u. H.! war das Paradies überhaupt ein Paradies? Weil daselbst auch die Thiere geredet haben, die großen Thiere mit den kleinen Thieren, die zweifüßigen mit den vierfüßigen u. s. w.! Ein Paradies, in welchem geschwiegen wird, kann ich mir nicht denken, es müßte denn ein pennsylvanisches Paradies für abgesonderte strafbare Engel sein!

Es gibt kein Paradies ohne Frauen, und keine Frauen ohne Sprechen! Der Himmel sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," und er schuf eine Frau, er hätte ja eben so gut noch einen Mann erschaffen können, damit der Mensch nicht allein sei; allein, er fürchtete, der Mann hätte nicht gesprochen, und da wäre Adam wieder so gut als allein gewesen, darum erschuf er die Frau, da war das Schweigen nicht zu befürchten. Nur durch die Frauen haben die Menschen reden gelernt; ohne Frauen hätten die Männer bloß unartikulirte Töne, durch die Frauen haben sie eine Sprache bekommen!

Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der

Welt, aber keine Menschen; wir besäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitsamkeit, die Tugend der Dachse und Geduld, die Tugend der Schafe; allein, wir besäßen keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es schlagen und pochen, unsere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küssen und beten; unsere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen sie flehen und weinen; wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden essen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen; wir würden denken und arbeiten: die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden schlafen und schnarchen, die Frauen lehren uns schlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir die Natur beherrschen, durch die Frauen lernen wir sie bewundern.

Ja, wir lernen durch die Frauen sogar unsere eigene Natur bewundern, denn wie viele Eheleute denken sich: „Wenn ich das erdulde, dazu gehört eine gesunde Natur!“

Man sagt, die Frauen widersprechen gerne, wer ist Schuld daran? Der Mann, wenn er nichts spräche, so könnte sie nicht widersprechen!

Was ist der Unterschied zwischen einer bösen Frau und einer guten Frau?

Wenn die böse Frau dem Manne widerspricht, so sagt sie „nein“! Eine gute Frau sagt nie „nein“ — sie bringt das Wörtchen „nein“ nie über ihre Lippen, allein sie spricht andere zwei Wörtchen, die gerade dasselbe sagen: die gute Frau sagt statt „nein“ blos „ja, aber“; und wenn eine gute Frau ganz zärtlich sagt: „ja, aber“, ist das gerade so viel, wie wenn eine böse Frau „nein“ sagt!

Ich werde Ihnen, m. f. H. u. H.! bei dieser Gelegenheit eine goldene Hausregel mittheilen: Wenn die Frau mit dem Mann disputirt, oder so was man nennt: „zusammenrechnet“, so soll der Mann sich nie darauf einlassen, die Rechnung nachzurechnen oder um Erklärung zu bitten, denn bei diesem Zusammenrechnen sind die Frauen wie die Kellner: wenn sie Einem manchmal sagen, was man schuldig ist, und man sagt: „Specificiren Sie mir diese Rechnung einmal,“ so bringen sie dann immer noch mehr heraus als früher!

Unsere jetzigen jungen Männer sagen gar nichts, nicht nur wenn sie reden, sondern überhaupt auch wenn sie schweigen! Unsere jetzigen jungen Männer sind von ihrer Liebenswürdigkeit so sehr überzeugt, daß sie gar nichts thun, um sich von einer guten Seite zu zeigen, sie reden nicht, sie tanzen nicht, sie machen keine Cour, sie sind nicht artig, sie pflegen blos ihre Pflanzungen im Gesichte, und rauchen Cigarren. Wenn man von Ferne so einen rauchenden bärtigen Jüngling sieht, so

glaubt man, es ist ein Waldbrand! Je mehr unsere Männer rauchen, je weniger sprechen sie — das ist natürlich, denn man hat kein Beispiel, daß „geräucherte Zungen" sprechen!

Ueberhaupt, m. f. H. u. H.! sollte auf das Schweigen eine Steuer ausgesetzt sein! Man sagt, „der Kluge schweigt", wenn also ein dummer Kerl schweigt, so ist das Selbstüberschätzung; bevor ein Mensch schweigen darf, müßte er sich gesetzlich ausgewiesen haben, daß das kein Betrug ist, oder er müßte 10 Gulden in ein Armeninstitut bezahlen!

Früher in einer Reunion da haben die jungen Männer gearbeitet wie die Nachtlöhner! Sie haben den Hof gemacht, sie haben die Damen unterhalten im Schweiße ihres Angesichtes, sie haben gesprochen, sie haben getanzt, kurz, sie haben in ihrem Berufe practicirt, jetzt auf einem Ball, auf einer Reunion sind unsere Jünglinge alle in Ruhestand versetzt, und zwar aus Jugendschwäche!

Die Männer denken sich: „Wir gehen an einen Curort um die Cur zu brauchen, und nicht um die Cour zu machen!" Sie fürchten eine doppelte Curtax; deshalb machen sie wenig den Hof! Ueberhaupt sind in dieser Beziehung unsere jungen Männer gar nicht hoffähig; sie machen nur da den Hof, wo sie auf Haus und Hof rechnen können!

Aber im Grunde! m. f. H. u. H.! sind alle Men=

schen hoffähig, mit jedem Tage wird jeder Mensch mehr hoffähig, nämlich friedhof-fähig!

Hier an diesem Friedhofe ist der Todtengräber dienstthuender Kammerherr, das Grab ist die große Antichambre, wo es auch an kriechenden Würmern nicht fehlt, und der Himmel ist der große Audienzsaal, in welchem der gütige Herrscher vor sich läßt Groß und Klein mit Bitt' und Klage.

Und welch' einen kleinen Schritt hat der Mensch zu machen von der Wiege bis zum Grab! Es ist eine wehmüthige Betrachtung: die kleinste Muschel hat das ganze Meer zum Eigenthum, die kleinste Rose die ganze Erde, der kleinste Vogel den ganzen Wald, der kleinste Stern den ganzen Himmel, und der Mensch, der Herr über Muschel und Rose und Wald und Vogel, hat kaum einen kleinen Schritt und ist am Ende seiner Lauf- und Wandelbahn!

Und auch auf dieser Wandelbahn des Lebens ist der Mensch von allen Seiten den Stürmen, dem Regen, den Windstößen ausgesetzt, und hat nur von oben Schutz zu erwarten; der Himmel allein ist der große, blaue Regenschirm, von der Hand der Vorsehung ausgespannt — wer den Regenschirm in „Gedanken vergißt", der ist verloren!

Der Himmel, m. f. H. u. H.! ist allein der Vater, Alles andere in der Welt ist Kind; die Frucht ist ein Kind der Blüthe, die Blüthe ist ein Kind des Baumes, der Baum ist ein Kind der Erde, und die Erde ist das

Kind des Himmels, und der Mensch ist das Kind der Erde und Kindeskind des Himmels! Und wie heilig sind nun gar die Kinder unter den Menschenkindern! „In einem Kinde liegt die ganze Schöpfung und zu einem Kinde braucht man die ganze Schöpfung; zu der kleinsten Rose braucht's alle Kräfte der Natur, zum winzigsten Gedanken gehören alle Kräfte des Geisterreichs, und zur Erhaltung eines Kindes gehören alle Consequenzen des ganzen Menschengeschlechts bis zum ersten Tag hinauf! Die heiligen drei Könige sind einem Stern nachgereis't, und dieser Stern ist einem Kinde nachgereis't; das Herzchen eines kleinen Kindes ist ein zugemachtes Zauberbuch, in seinen geheimen Seiten ruhen die Schätze und Gesetze der Zukunft, das Verständniß und Verhängniß und die Erlösung einer kommenden Welt und die ganze inhaltvolle Zukunft ist nichts als der Kindertisch, für den wir leider schon zu alt sind! Und wenn der Mensch stirbt, wird er wieder ein Kind, und man sagt: Er geht heim zu seinen Vätern!"

Was die Menschen dem Menschen wünschen, und wie redlich sie es meinen, zeigt sich im Tode wie im Leben! Wenn Einer gestorben ist, wünschen sie ihm: „Die Erde sei ihm leicht!" und damit sie ihm recht leicht sei, setzen sie ihm einen schweren Stein auf seine Erde!

Aus Hochachtung für seine großen Männer setzt der Mensch ihnen gleich Monumente und Denkmäler, um ihnen zu beweisen, daß man sonst bald nicht an sie denken würde!

Die Deutschen sind etwas unglücklich mit ihren Monumenten! Sie setzen dem deutschen Herrmann ein Denkmal, wenn alle Deutschen französisch sprechen, und sie setzen dem Beethoven ein Denkmal, wenn er in Wien von Strauß und Lanner verdrängt worden ist!

Ich habe eine Idee, m. f. H. u. H.! eine Subscription zu einem Denkmal in Baden zu eröffnen, zu einem Monumente nämlich für den Hund, der die Quelle von Baden zuerst entdeckt hat! Die Monumentensucht ist ohnehin schon ganz auf den Hund gekommen!

Welchen reichen Stoff gäbe ein solches Monument, eine solche Feier, welche Reden müßten gehalten, ja, sozusagen, classische Reden müßten da gebellt werden! Und dann nachher, welche Speculation für einen Buchhändler, ein

„Hunds-Album“

herauszugeben, in das alle Theilnehmer ihre Gedanken und Beiträge niederlegten! Die Recensenten müßten Alles loben, schon aus collegialischer Hinsicht!

Ich habe mir schon im Voraus einige kleine Aphorismen für dieses „Hunds-Album“ ausgedacht, die ich Ihnen, wenn Sie erlauben, mittheilen werde.

1.

Was ist der Unterschied zwischen einem Recensenten und einem Hahn?

Der Hahn scharrt in einem Misthaufen und kräht, wenn er ein gutes Körnlein findet; ein Recensent scharrt

in einem Berge von guten Körnern, und fängt zu krähen an, wenn er ein Körnchen Mist findet!

2.

Was ist ein Theaterarzt?

Ein Theaterarzt ist ein Mensch, der die Leute auf den Bretern von den Bretern in die Breter bringt.

3.

Der Mensch besteht aus der Vermählung des Leibes mit der Seele, darum ist der Mensch auch ein unglückliches Geschöpf, weil das immer eine unglückliche Ehe ist, wo das Weib — die Seele — klüger ist, als der Mann!

4.

Die glücklichste Zeit der Liebe ist die, so lange man unglücklich liebt; liebt man einmal glücklich, so ist's mit dem Glücke der Liebe vorbei.

5.

Welche Antwort würden Sie, m. f. H. u. H.! Jemanden geben, der Sie fragt: wollen Sie lieber einem Doctor der Medicin oder einem Doctor der Rechte in die Hände fallen?

Dieselbe Antwort, die Sie Jenem geben, der sie anfällt mit den Worten: »La bourse ou la vie!«

6.

Warum sagt man von einem Gestorbenen: er ist heimgegangen zu seinen Vätern?

Weil er dort d'rüben erst sichere Auskunft bekömmt, wo er deshalb hinzugehen hat!

7.

Liebe, Glaube, Hoffnung, m. f. H. u. H.! sind die drei Grazien des Lebens nicht nur, sondern die drei Fackelträger, mit welchen der Mensch in der Nacht des Daseins über die schwindelnden Alpen, an Abgründen und Teufelsbrücken sicher und im Lichte wandelt; die Hoffnung ist eine Rose im Haare, sie flattert in alle Winde; die Liebe ist eine Rose vor der Brust, sie fällt am Abend ab; der Glaube aber ist eine Rose nicht vor, sondern in der Brust, und sie gibt die unverduftende letzte Rosenölung des jenseitigen Lebens! Wenn das Herz alle seine Liebe und Hoffnung auf Erden verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel wiederfindet und zurückbringt!

8.

Inschrift eines Wasserfalles.

Oben braus't der Strom in wildem Stolze
Ueber Stein und Stock, über dürrem Knüppelholze,
Und tobt und schäumt mit seinem übermüth'gen Schwall!
Doch nahe d'ran ist schon des Abgrunds Rachen,
Er stürzt hinab mit Donnern und mit Krachen,
Denn „Hochmuth kommt vor dem Fall!“

9.

Die Aerzte thun zwei Sachen auf einmal: sie erfüllen ihren Beruf und die Erde!

10.

Das Leben, selbst die Tugend ist zweideutig; wenn Einer öffentlich den Armen etwas schenkt, so sagt der Eine: er thut's Ehren halber; der Andere sagt: er thut's Schanden halber!

11.

Wenn die Recensenten bezahlt werden, sind sie am deutlichsten, denn das liegt auf der Hand!

12.

Inwiefern sind der Neid, die Liebe und die Flamme sich ähnlich?

Alle drei wachsen und verzehren zugleich!

13.

Man findet viele Frauenzimmer, die nie eine Liebe hatten, aber selten ein Frauenzimmer, das nur eine Liebschaft hatte.

14.

Die Nachtigallen, wenn sie zu lieben aufhören, hören sie auch zu singen auf; die Ehefrauen sind alle Nachtigallen, wenn sie nicht mehr lieben, hören sie zu singen auf und fangen zu schreien an.

15.

Das Leben ist eine Täuschung, der Traum ist auch nur eine Täuschung, aber das Leben ist eine namhafte Täuschung, der Traum aber ist eine anonyme Täuschung.

16.

Durch was wird das Fleisch immer theurer?

Durch die immer mehr überhandnehmende Hochschätzung der Ochsen!

17.

Ich und Sokrates haben Beide die Manier, unsere Gedanken in Fragen einzukleiden; wer aber ist gescheidter, ich oder Sokrates?

Sokrates ließ sich nichts dafür bezahlen, und ich lasse mir dafür bezahlen. Wer ist nun gescheidter?

Inhalt des ersten Bandes.

Seite